This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DR
213
T3

37

VIII a
37.

Über den

Ursprung der Rumänen.

Ein Beitrag

zur

Ethnographie Südosteuropas.

Von

Traugott Tamm.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1891.

DR213
T3

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
Vorrede		1—3
Einleitung		4—7
1. Kapitel.	Die Romaniſirung der Balkanhalbinſel	8—19
2. Kapitel.	Die Neuſchöpfung Trajans nördlich der Donau	20—37
3. Kapitel.	Die Sitze der Nordrumänen in der Neuzeit	38—53
4. Kapitel.	Die Südrumänen	54—66
5. Kapitel.	Die Räumung des Trajaniſchen Dakiens	67—83
6. Kapitel.	Goten, Slawen, Hunnen und Awaren im Trajaniſchen Dakien	84—103
7. Kapitel.	Bulgaren, Petſchenegen, Magyaren und (Nord-)Rumänen	104—120
8. Kapitel.	Untergang des erſten Bulgarenreichs, die magyariſche Eroberung Siebenbürgens, die Anfänge der Rumänen in der Walachei und Moldau	121—141
9. Kapitel.	Bulgaro-Wlachien	142—150

Für die größere Hälfte Europas ist seit dem Ausgang der römischen Kaiserzeit die ethnographische Physiognomie in der Hauptsache dieselbe geblieben; dieser Satz aber gilt nicht für die Südostecke des Erdteils, für die Balkanhalbinsel und die Karpatenländer, zwei Gebiete, welche, rein geographisch genommen, keine besonders enge Zusammengehörigkeit besitzen, bei ethnographischer Betrachtung jedoch kaum zu trennen sind.

Unter all den Nationalitäten, die uns hier in verwirrendem Gemisch begegnen, kann nur eine den vollen Beweis antreten, daß sie die alten Sitze in ununterbrochener Kontinuität behauptet hat: die griechische; aber auch sie vermag den Querbaum auf ihrem Schilde nicht zu verstecken, ihre Mengung mit fremdem, hauptsächlich slawischem und albanesischem Blut ist so stark, daß die Legitimität ihrer Erbansprüche an die Hinterlassenschaft der Hellenen oder gar der byzantinischen Rhomäer mit einigem Grunde angefochten werden darf.

Als reine Eindringlinge stellen sich dar die Serben und Bulgaren, — von den übrigen hier weniger in Betracht kommenden Gliedern der slawischen Familie nicht zu reden. Desgleichen die ugrofinnischen Magyaren, die türkischen Osmanen und Nogaier, die Tscherkessen, die Armenier, die Deutschen, die Juden und die Zigeuner.

Schwieriger aber ist die Frage: Welche Stellung ist den beiden noch unerwähnt gebliebenen Völkern, den Schkipetaren und Rumänen, zuzuweisen? Sind dieselben berechtigt, sich als Nachkommen des illyrischen und des (romanisirten) thrakischen Stammes zu erklären? Sind sie der Scholle entsprossen, die sie jetzt bebauen oder auf der sie ihre Herden treiben?

Manche Forscher wären wohl geneigt, die Autochthonie der Schkipetaren zuzugeben, wenigstens für deren Hauptsitze; allein sie erheben den erbittertsten Widerspruch, sobald von derjenigen der Rumänen die Rede ist, — nicht immer aus ganz lauteren Beweggründen. In dem hitzigen Nationalitätenstreit, der die Balkanhalbinsel, vielleicht noch mehr die Länder der ungarischen Monarchie durchtobt, dünkt Angreifern und Angegriffenen, Unterdrückern und Unterdrückten jedes Mittel recht und erlaubt: sogar aus der Wissenschaft, die ihrem Wesen nach doch international ist, sucht man eine Waffe zu schmieden für diesen traurigen nationalen Hader. Um das „historische Recht" des einen oder anderen Stammes auf den Boden, den er bewohnt, darzuthun, wird selbst bewußte Fälschung nicht gescheut, und die gehässigste Parteisucht hat Köpfe und Gemüter derart vergiftet, daß sie zu unbefangener Prüfung der Thatsachen oft nicht mehr geeignet erscheinen, daß auch dort, wo man in größter Objektivität zu Werke zu gehen meint, unbewußt gefälscht wird.

Der Glaube an die persönliche Integrität der Forscher ist selten geworden: wer es wagt, die Fortdauer der Rumänen in ihren alten Sitzen seit den Tagen Trajans und Aurelians anzuzweifeln, mag gewärtigen, daß man ihm ins Gesicht wirft, er stehe im Solde der Magyaren oder Sachsen![1]) Aber auch die Münze, in welcher von der Gegenseite heimgezahlt wird, dürfte nicht besser sein an Gewicht und Prägung.

---

[1]) Memorandum, im Auftrage der Generalkonferenz der ꝛc. romänischen Wähler, p. 43: „Hand in Hand mit diesen Insulten wurden auch jetzt, wie vor 50 und 100 Jahren, Schriftsteller ausfindig gemacht, um die Geschichte des Landes zu fälschen, in der offenbaren Absicht, die Welt glauben zu machen, die nahezu 3 Millionen Romänen, welche diese Länder bewohnen, seien nur die Nachkommen von Fremdlingen und Landstreichern, von Nomaden, Viehhirten, aus den türkischen und romänischen Ländern flüchtige Sklaven ...." p. 50: „Graf Josef Kemény, der viel besser wußte, wer Anonymus Belae Regis Notarius gewesen, als ein Hundsdörfer, ein Rösler und andere eigens dazu bestellte Gegner, um über die Romänen zu schreiben, wie sie geschrieben ...." „Einige moderne Schriftsteller, gleichsam darauf verpicht, die Geschichte der Romänen zu fälschen ...." „Auch wollen diese besoldeten Schriftsteller ebenso wenig von jenen historischen Urkunden, ja nicht einmal von jenen Landesgesetzen wissen ...."

Dieſe Animoſität iſt umſomehr zu bedauern, als ſie die Löſung eines der ſchwerſten Rätſel der Ethnographie, das plötzliche Auftauchen des Rumänenvolks aus dem Dunkel frühmittelalterlicher Geſchichte, aufs äußerſte erſchwert. Erſt wenn über dem unintereſſirten Drange, die Wahrheit an den Tag zu bringen, die verbitternde Gegenwart vergeſſen wird, erſt wenn man einſehen will, daß einem Volke ſein Recht auf den heimatlichen Boden, auf ſeine nationale Individualität auch dann nicht geſchmälert wird, falls ſich herausſtellen ſollte, daß dieſes Volk nur ein verhältnismäßig ſpäter Ankömmling iſt, erſt dann wird ein gedeihliches Zuſammenarbeiten möglich, ohne welches ſo ſchwierige Fragen, wie die nach der Entſtehung der Volksmiſchung in Siebenbürgen und ſeinen Glacislandſchaften, gar keine Ausſicht auf befriedigende Beantwortung haben.

Einleitung.

Noch ist es nicht lange her, daß der Name „Rumäne", „Rumänien" [1]) in unserem Sprachgebrauch und auf unseren Atlanten sich Geltung verschafft hat; als Volks- und Ländername wenigstens ist er eine, man könnte fast sagen, willkürliche moderne Erfindung, deren sich selbst im Königreich Rumänien, dem einzigen Lande, wo sich das Rumänentum zu selbständigem staatlichen Leben aufgearbeitet hat, nur die Vornehmen und Gebildeten bedienen: die Kleinbauern und ländlichen Tagelöhner nennen sich zwar auch Români, jedoch hauptsächlich zur Angabe ihres Standes und Gewerbes (eben Bauer, Inste), und sie würden Anstand nehmen, auch ihren Grundherrn, den „Bojaren", als Român zu bezeichnen. Trotzdem ist der neue Name dem früher allgemein bräuchlichen „Walache" vorzuziehen, und zwar deswegen, weil er sofort auch dem Unkundigen andeutet, daß das neuerdings so kräftig aufstrebende Volk an den Donaumündungen ein Glied der großen romanischen Familie ist.[2])

---

[1]) Man sollte lieber „Romune", „Romunien" sagen (oder auch mit dem berühmten Slawisten Miklosich „Rumune"), denn das ă in Român, România ist ein gutturaler Dumpflaut, welcher bald zwischen geschlossenem e und ö steht, bald einem u oder ü ähnelt, aber keinesfalls mit ä wiederzugeben ist. Vgl. Cihac, Dictionnaire d'étymologie Daco-Romane I, p. 233/34.

[2]) Was aus unserem „wälsch", zumal in der slawischen Form vlach, nicht mehr so direkt ersichtlich ist. — Bekanntlich hießen seit alters die Deutschen ihre keltischen, später auch ihre romanischen Nachbarn (ahd.) Walah, (mhd.) Walich, Walch, Walhe. Von ihnen fand diese Bezeichnung ihren Weg zu den Slawen: russ. Voloch; poln. Wołoch Rumäne, Włoch Italiener; böhm. Valach Rumäne, Vlach Italiener; dann auch griech. Βλάχος Rumäne; magyar. Oláh Rumäne, Olász Italiener; türk. Iflâk Rumäne.

Vgl. Miklosich, die slavischen Elemente im Rumunischen, Wien 1862, Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's I, p. 227 und Cihac II, p. 460.

So lange vom heutigen Nationalitätenkampfe noch keine Rede war, galt es als ausgemacht, daß die Walachen in gerader Linie von den Kolonen abstammen, die einst Kaiser Trajan in das eroberte Dakien geführt haben soll. Thunmann, welcher das wissenschaftliche Europa eigentlich erst mit den Ostromanen bekannt machte[1]), rüttelte an dieser Ansicht nicht, gab ihr vielmehr, so gut es damals möglich war, ihre Begründung; aber bereits Sulzer[2]) leugnete, daß das walachische Volkstum in Siebenbürgen einheimisch sei; ebenso Engel.[3])

Seitdem dann das moderne Nationalitätsprinzip aufkam, beschäftigte sich mit dieser Frage eine ganze Reihe von Forschern, bei deren Mehrzahl man das beunruhigende Gefühl hat, auf Sumpfboden zu stehen: „Hie Magyaren!" — „Hie Deutsche!" — „Hie Slawen!" — „Hie Walachen!" ertönt es von allen Seiten; sowohl aus den Kreisen der herrschenden und bisher privilegirten, als auch aus denen der „unterjochten" Nationen ging eine Fülle von Darstellungen hervor[4]), und hier mögen als typische Beispiele für die erste Kategorie aufgeführt werden: Roesler, Vertreter des siebenbürgisch-sächsischen[5]), Hunfalvy, des magyarischen[6]) Standpunktes; und für die zweite: Schafarik[7]) oder Pič[8]), Vertreter des slawischen, speziell des tschechisch-slowakischen, Petru Major[9]) oder Cogalniceanu[10]), des walachischen Standpunktes.

---

[1]) in seinen Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker, Leipzig 1774. — Er war allerdings nicht der erste, der diese Frage überhaupt behandelte.

[2]) Geschichte des transalpinischen Daciens. Wien 1781.

[3]) Commentatio de expeditionibus Traiani ad Danubium et origine Valachorum. Wien 1794 und Geschichte der Moldau und Walachei. Halle 1804.

[4]) Eine übersichtliche Zusammenstellung der bisherigen Theorien über den Ursprung der Rumänen findet man bei Jung, die Anfänge der Romänen, Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1876, p. 1—10, und bei Jos. Lad. Pič, Über die Abstammung der Rumänen, Leipzig 1880, p. 1—19.

[5]) Romänische Studien, Leipzig 1871.

[6]) Ethnographie von Ungarn, übers. von Schwicker, Budapest 1877.

[7]) Slavische Altertümer, Leipzig 1843.

[8]) S. A. 4.

[9]) Istoria pentra inceputul Romînilor den Daciea, Ofen 1812.

[10]) Histoire de la Dacie et de la Valachie. Berlin 1854.

Unstreitig der Bedeutendste von allen ist Roesler, und der Widerlegung seiner mit großem Aufwand von Scharfsinn und gewaltigem wissenschaftlichen Apparat aufgebauten Hypothese sind die meisten Blätter der folgenden Darstellung gewidmet.

Roeslers Hypothese läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die Rumänen nicht nördlich der Donau autochthon, sondern erst seit dem Ende des zwölften oder dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts aus der Balkanhalbinsel in die Donaufürstentümer, in Siebenbürgen, das östliche Ungarn und die Bukowina eingewandert seien.

Bei weitem die meisten Forscher haben sich, früher oder später, auf Roeslers Seite geschlagen, und besonders von Pest aus suchte man jeden Widerspruch niederzuschreien und zu höhnen. Die Sache dürfte aber überhaupt nicht spruchreif sein, solange man an das Studium der Ortsnamen sich nicht herangewagt haben wird: bis jetzt sind für ein solches noch nicht einmal die allerersten und nötigsten Vorarbeiten vorhanden, zumal nicht in Rumänien, sodaß einstweilen, will man die Frage ihrer Beantwortung näher bringen, nichts anderes bleibt, als das vorhandene und schon bekannte Material noch einmal einer genauen kritischen Beurteilung zu unterziehen.

Der Untersuchende wird nun wohlthun, wenn er zuvörderst einen Ausgangspunkt zu gewinnen trachtet, der ihm durch keine Kritik unter den Füßen weggezogen werden kann — seine Wahl wird weder eine lange noch eine schwierige sein, denn es bieten sich ihm nur zwei wirklich feststehende Thatsachen dar, über welche, als über jederzeit noch zu kontrolirende, keine ernstliche Meinungsverschiedenheit mehr möglich ist: Er kann ausgehen entweder von der zweifellosen Gewißheit, daß das Rumänische eine Tochtersprache des Lateinischen ist, oder von der ebenfalls mit Genauigkeit zu eruirenden gegenwärtigen räumlichen Verbreitung des Rumänenvolks.

Im ersteren Falle wird er mit logischer Notwendigkeit auf den Zeitpunkt zurückgeführt, wo die Römer zuerst in den Gebieten an der unteren Donau erschienen und mit wie ohne bewußte Absicht den Anstoß zur Bildung der ostromanischen Sprache gaben; er wird von da, ohne sich auf Irrwege einzulassen, durch das dunkle, quellen-

und pfadlose Mittelalter sich durcharbeiten müssen bis in die hellere Gegenwart, sorgfältig bemüht, den leitenden Faden, wo er gerissen ist, wieder zusammenzuknüpfen.

Im anderen Falle aber hat er den umgekehrten Weg vor sich, und es dürfte, methodologisch genommen, einerlei sein, ob er diesen einschlägt oder jenen, denn der große Sprung von der Vergangenheit bis zur Gegenwart läßt sich einmal nicht vermeiden und bleibt gleich weit und gefährlich, ob man ihn hinüber wagt oder herüber.

Um uns für jenen Sprung vorzubereiten, haben wir uns entschlossen, gleich jetzt das Terrain an beiden Ufern, sowohl den Anfangs- als auch den Endpunkt des rumänischen Entwickelungsprozesses, näher ins Auge zu fassen, mit anderen Worten, zunächst der Assimilirungsarbeit Roms auf der Haemushalbinsel und im alten Dakien in ihrem Verlaufe zu folgen, dann die heutigen Sitze der Rumänen, des nördlichen Hauptastes wie des südlichen Nebenzweiges, zu umschreiben. Wir werden dadurch, hoffen wir, zu Ergebnissen gelangen, welche es uns erleichtern, den Anfang mit dem Ende, die Vergangenheit mit der Gegenwart zwanglos und folgerichtig zu verbinden.

Und da Rom beträchtlich früher auf der Balkanhalbinsel Fuß faßte als in den Gebieten nördlich der Donau, im Dakerlande, werden wir uns in diesem Rückblicke zuerst mit jener beschäftigen.

1. Kapitel.

Die Romanisirung der Balkanhalbinsel.

Es sind vor allem zwei Umstände gewesen, welche von vornherein die wirksame Romanisirung der Balkanhalbinsel, etwa nach Art Hispaniens oder Galliens, verhinderten: die Rivalität des Griechentums und der ungenügende Zusammenhang des Landes mit Italien.

Das Griechentum herrschte unbestritten im Süden der Halbinsel, und Rom hat es sich nie angelegen sein lassen, demselben seine Interessensphäre zu entreißen oder nur zu verkleinern: Es erkannte die Ebenbürtigkeit der hellenischen Kultur willig an, die wenigen Bürgerkolonieen, welche im eigentlichen Griechenland angelegt wurden — Patrae, Dyme, Korinth und Megara —, sollten wohl nicht der Ausbreitung des römischen Volkstums dienen, sondern hauptsächlich dem Bedürfnis, die Veteranen zu versorgen; das wiederhergestellte Korinth war Sitz der römischen Regierungsgewalten und wird darum halb italisch gewesen sein, denn „insofern die Kenntnis des Lateinischen für die höhere wie die niedere Ämterlaufbahn bedingend war, haben die Griechen, die diese betraten, sich dieselbe angeeignet .... Aber von dem öffentlichen Leben abgesehen ist nie in Griechenland so lateinisch gelernt worden wie in Rom griechisch."[1])

Auch die noch dem griechischen Einflusse unterliegenden nördlichen Grenzlandschaften des eigentlichen Hellas wurden von Rom

[1]) Mommsen, Römische Geschichte V, p. 249.

als solche respektirt. Das südepirotische Nikopolis, die Neugründung des Augustus, welche durch einen Synoikismos zustande kam, trug echt griechischen Charakter. „Sorgfältig ward bei der städtischen Einrichtung sowohl wie bei den religiösen Ordnungen alles eigentlich Italische vermieden, so nahe es lag die mit der Reichsbegründung so innig verknüpfte Siegesstadt in römischer Weise zu gestalten. Wer die augustischen Ordnungen in Hellas im Zusammenhang erwägt und namentlich diesen merkwürdigen Schlußstein, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß Augustus eine Reorganisation von Hellas unter dem Schutze des römischen Principats ausführbar geglaubt hat und hat ausführen wollen."[1])

In Nordepirus war zwar Buthrotum eine römische Kolonie, aber einerseits hat sie sich nie zu irgendwelcher Bedeutung erhoben, konnte also dem Griechentum auch keinen Abbruch thun, andrerseits war zu des Augustus Zeiten wie heute das nördliche Epirus von Arnauten bewohnt, die in ihrer Ärmlichkeit und Wildheit überhaupt jeder tiefergehenden Einwirkung, sei es vom römischen, sei es vom griechischen Kulturkreise aus, widerstanden. Thessalien blieb rein hellenisch. Ebenso die makedonischen Küstengebiete.[2])

---

[1]) Mommsen V, p. 272.

[2]) Mommsen V, p. 276: „Die ziemlich zahlreichen Colonien römischer Bürger, welche Augustus in Makedonien eingerichtet hat, . . . Dium, Pella, Cassandrea, in dem eigentlich thrakischen Gebiet Philippi, sind sämmtlich ältere griechische Städte, welche nur eine Anzahl Neubürger und eine andere Rechtsstellung erhielten, und zunächst ins Leben gerufen durch das Bedürfniß die ausgedienten italischen Soldaten, für die in Italien selbst kein Platz mehr war, in einer civilisirten und nicht stark bevölkerten Provinz unterzubringen Auch die Gewährung des italischen Rechts erfolgte gewiß nur, um den Veteranen die Ansiedlung im Ausland zu vergolden. Daß ein Hineinziehen Makedoniens in die italische Culturentwickelung niemals beabsichtigt ward, dafür zeugt, von allem andern abgesehen, daß Thessalonike griechisch und die Hauptstadt des Landes blieb. Daneben gedieh Philippi, eigentlich eine der nahen Goldbergwerke wegen angelegte Grubenstadt, von den Kaisern begünstigt als Stätte der die Monarchie definitiv begründenden Schlacht und wegen der zahlreichen an derselben betheiligten und nachher dort angesiedelten Veteranen. Römische nicht coloniale Gemeindeverfassung hat bereits in der ersten Kaiserzeit Stobi erhalten, die .... nördlichste Grenzstadt Makedoniens gegen Moesien

Von Thrakien war und blieb die Küste griechisch; gleichfalls von Moesien; noch weniger als in Makedonien hat sich in beiden letzteren Ländern der Hellenismus vom Meere aus ins Innere vorgewagt. Wir wissen bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts nur von zwei Pflanzstädten: „Apri im Binnenland nicht weit von Perinthos und Deultus an der nördlichsten Küste."[1]) Später erfolgte eine große Anzahl von Neugründungen: „nicht Colonien von Ausländern, sondern nach dem von Augustus in dem epirotischen Nikopolis aufgestellten Muster zusammengefaßte griechisch organisirte Politien; es war eine Civilisirung und Hellenisirung der Provinz von oben herab."[2])

Wie schon bemerkt, blieben auch die moesischen Küstenstädte griechisch; sie wurden, „wahrscheinlich bei Constituirung der römischen Provinz Moesien, zusammengefaßt als ‚Fünfstädtebund des linken Ufers des schwarzen Meeres' oder, wie er auch sich nennt, ‚der Griechen', das heißt der Griechen dieser Provinz. Später ist als sechste Stadt die unweit der Küste an der thrakischen Grenze von Traian angelegte und gleich den thrakischen griechisch geordnete Stadt Markianopolis diesem Bund angeschlossen worden."[3])

Aus dem Angeführten läßt sich schließen, daß die Römer mit vollem Bewußtsein eine Zweiteilung der Balkanhalbinsel vorgenommen haben: der Süden und Südosten verblieb der griechischen, der Westen und Norden der römischen Sphäre; Grenze zwischen beiden sollte etwa eine Linie sein, die man sich gezogen denkt von Skodra bis Markianopolis — römisch also Dalmatia, Moesia superior und Moesia inferior (mit Ausschluß des Küstenstreifs am Schwarzen Meere und der wahrscheinlich zu Thrakien gezählten Stadt Nikopolis nördlich des Haemus); griechisch Achaia, Epirus und Thessalia, Macedonia, Thracia.

---

am Einfluß des Erigon in den Axios, commerciell wie militärisch eine wichtige Position und vermutlich schon in makedonischer Zeit zu griechischer Politie gelangt."

[1]) Mommsen V, p. 281.

[2]) Mommsen V, p. 282.

[3]) Mommsen V, p. 283.

Natürlich hat sich das faktische Resultat nicht streng an jene künstliche Scheidelinie, an die immerhin willkürlichen Grenzen der Provinzen gebunden, es fehlen die Anzeichen nicht, daß das romanische Element Übergriffe in die griechische Sphäre machte, wie das griechische Element in die römische Sphäre: Serdica ward höchst wahrscheinlich vom Römertum in Anspruch genommen, ebenso das Gebirgsland, welches die Wasserscheide zwischen Nestus und Oescus bildet, und die Kantone der thrakischen Besser.[1])

Doch wie dem auch sei, man wird ohne weiteres erkennen, daß dem Hellenismus die blühendsten, bevölkertsten, verkehrsreichsten Teile der Balkanhalbinsel überlassen waren. Und damit war der Romanisirung der anderen Hälfte, die ihre Basis an der Donau hat, das natürliche Ausbreitungsgebiet nach Süden hin entzogen: abgeschnitten vom Aegaeischen und Schwarzen Meere, schwebte die romanische Kultur in der Luft; ihre Stirn war, unnatürlich genug, gegen den barbarischen Norden, nicht gegen den gastlicheren Süden gerichtet, und wenn einmal der erstere in Bewegung geriet und gegen die junge Pflanzstätte italischer Sprache und Sitte an der Donau zu Felde zog, fand sich keine Rückendeckung durch gleichartige Elemente; sobald der Donaulimes durchbrochen war, sahen sich beide aufs äußerste bedroht, sowohl die griechische als auch die römische Sphäre.

Wie viel besser geborgen war dagegen die romanische Kultur auf der iberischen Halbinsel! Den einzigen Landzugang versperrt die Kette der Pyreneen, von dieser Seite her drohte auf lange Zeiten hinaus keine Störung; und so weitläuftig auch der Seetransport von Ostia nach Karthago Nova war, er gab doch kein Hemmnis ab für das Überhandnehmen des Römertums in Hispanien, denn leicht sind die Zugänge von der flachen, gesegneten Küste auf die Hochlande im Innern.

Den eigentlichen Balkanländern nützte die Kürze der Überfahrt von Brundisium nach Dyrrhachium wenig, noch weniger der Land-

---

[1]) Vgl. Tomaschek, über Brumalia und Rosalia, nebst Bemerkungen über den bessischen Volksstamm. Sitzungsber. der philos.-histor. Klasse der K. Akad. d. Wiss. 60. Bd. 1868.

weg von Aquileja in die illyrischen Gebiete: die rauhen, unzugänglichen Felsmauern, welche von Istrien bis Epirus die adriatische Küste begleiten, die unwirtlichen Hochländer dahinter, welche für eine gesteigerte Kultur, ja selbst für Wegebau und Durchgangsverkehr der allernötigsten Bedingungen entbehrten, hätten jeden Romanisirungsversuch in größerem Maßstabe von vornherein aussichtslos gemacht; ein solcher ist denn auch von dieser Seite kaum unternommen worden.

Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß die dalmatische Küste und die zunächst hinter derselben gelegenen illyrischen Gebiete unter den Einfluß des so nahen Italiens gerieten; allein der ganzen Reihe blühender römischer Städte, die in der Kaiserzeit von Istrien bis zur Drinmündung das schmale adriatische Vorland erfüllte, ging es ähnlich, wie auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel den pontischen Siedelungen der Griechen: das eigentliche Binnenland ließ sich sehr wenig in den Kulturkreis derselben hineinziehen, die Verbindung zwischen dem Hochlande und den Hafenplätzen war und blieb allzeit eine so schwierige, daß sie zur Pflege der sich in gewissen Grenzen haltenden Handelsbeziehungen, aber nicht zur wirklichen Kolonisirung des Hinterlandes ausreichte — Aus der Geschichte des dalmatischen Litorals wird es besonders deutlich, daß die Besiedelung und Kolonisirung eines Gebiets nicht ausschließlich nach der Willkür politischer Gewalten vor sich geht: die klimatisch-geographischen Verhältnisse überdauern den Wechsel der Zeiten und ethnographischer Schichtung, sie bestimmen die Hauptzüge und die Mächtigkeit der letzteren.

Von der Adria aus hat sich nur derjenige Teil der westlichen Balkanhalbinsel romanisiren lassen, welcher den Charakter der Mediterranflora trägt, die immergrüne Region, welche die Ostküste des adriatischen Meeres „vom Golf von Triest bis Dalmatien hin und weiter fast ununterbrochen bekleidet.“[1]) So wenig Myrte, Rebe und Ölbaum sich aus den geschützten Winkeln der dalmatischen Buchten auf die öden, rauhen Karstflächen hinaufführen ließen und lassen, so wenig auch die Bevölkerung italischer Zunge, die, an

[1]) Grisebach, Vegetation der Erde I, p. 246.

das Leben von Kulturmenschen gewöhnt, es vorzog, sich an der Küste dem Handel, der Gewerbthätigkeit (Textilindustrie) und der italischen Form gartenähnlichen Anbaus zu widmen, statt in den Eichenwäldern und Bergweiden des dalmatischen Hochlandes ihre Herden zu treiben.

Was hier vom italischen Volkstum gesagt ward, gilt ebenfalls vom hellenischen. Auch dieses behauptete sich fast nur innerhalb des Mediterrangebietes. Die Übereinstimmung zwischen Klima und nationaler Verbreitung ist hier so auffällig, daß man wenig Fehler, und nur im Detail, macht, wenn man z. B. anstatt Gerlands ethnographischer Karte von Europa (Berghaus' Physik. Atlas, Nr. 67) die entsprechende Florenkarte Drude's (Berghaus' Physik. Atlas, Nr. 47) zur Hand nimmt: nur hin und wieder haben innerhalb des Mediterrangebiets die Griechen den Slawen und Osmanen Platz machen müssen.

So blieb auch ein Teil des dalmatischen Litorals von der römischen Beeinflussung so gut wie unberührt, nämlich die Strecke von Jader (Zara) bis in den Nordwinkel des Sinus Flanaticus (Quarnero) — nach dem eben Gesagten wird das nicht überraschen, denn ein Blick auf jene Florenkarte Drude's lehrt, daß gerade hier die Mediterranflora auf einen so schmalen Küstenstreif beschränkt ist, daß der Platz für größere Siedelungen nicht ausreicht.[1])

Charakteristisch für die Romanisirung Dalmatiens ist, daß sie fast ohne die Unterstützung des offiziellen Roms, der administrativen und militärischen Gewalten, zu Stande kam; die Legionen wurden sehr bald nach der Pacifizirung des Landes fortgenommen und in bedrohtere Gegenden verlegt; der italische Kaufmann war es, der seiner heimischen Kultur hier eine bleibende, wenn auch beschränkte Stätte schuf.

Die beiden bedeutendsten Städte waren Aquileja und das zu großer Blüte gediehene Salonae; wie weit von diesen Centren aus die Hinterländer beeinflußt wurden, ist schwer zu sagen; die

---

[1]). Grisebach I, p. 247: „Nur innerhalb des Meerbusens von Fiume, wo die Myrte, noch auf Lussin einheimisch, vom nördlichen Teil der Insel Cherso ausgeschlossen ist, erleidet dieser Saum der Mediterranflora eine Unterbrechung."

durch Tiberius begonnenen Straßen drangen nicht viel über die adriatische Wasserscheide vor, und wenn wir hören, daß im heutigen Bosnien zur Kaiserzeit Eisengruben von den Römern ausgebeutet wurden, so folgt daraus nicht, daß im übrigen die Masse der keltisch-illyrischen (schkipetarischen) Bevölkerung aus ihrem niedrigen Kulturniveau emporgehoben wurde. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß die der Küste zunächst hausenden Hirtenstämme mehr oder weniger romanisirt wurden, d. h. in ihre Sprache eine Fülle von romanischen Worten aufnahmen — wovon noch das heutige Albanesische Zeugnis ablegt —, aber von höherer Gesittung kann doch bei ihnen keine Rede sein. Nicht die Römer sollten es sein, die auf diesen Teil der Balkanhalbinsel den entscheidenden Einfluß ausübten: schon frühzeitig waren von Norden her die Illyrier mit keltischen Elementen versetzt worden, und das ist ein Fingerzeig auf den Weg und die Himmelsgegend, von wo in sehr viel späterer Zeit, durch die Slawen-Wanderungen, diesen Gebieten ihr endgültiges, ethnographisches Gepräge gegeben werden sollte; die Balkanhalbinsel richtet nun einmal ihr Gesicht nach Norden, nicht nach Süden oder Westen, und wollten die Römer sich und ihrer Sprache einen Teil derselben erschließen, dann mußte es von der Donau her geschehen, nicht von Byzanz oder Salonae.

Sie haben in der That die Donaustraße gewählt. Das Vorrücken, die einzelnen Etappen der Romanisirung erkennen wir am besten aus der schrittweisen Verlegung der Legionslager nach Osten.

Moesien freilich war bereits in den Machtbereich der Römer übergegangen (i. J. 29), ehe eine Landverbindung mit Italien hatte geschaffen werden können; schon aus der Thatsache, daß die Landschaften, welche wir heute Serbien und Bulgarien nennen, von Süden, vom hellenistischen Makedonien her unterworfen wurden, geht zur Genüge hervor, daß die Romanisirung derselben vorerst noch gar nicht in Angriff genommen werden konnte: Unter den Schutz des Odrysenfürsten wurden „die griechischen Küstenstädte am schwarzen Meer gestellt und auch das übrige eroberte Gebiet verschiedenen Lehnfürsten zugetheilt, auf die somit zunächst der Schutz der Reichsgrenze überging; eigene Legionen hatte Rom für diese

fernen Landschaften nicht übrig."[1]) Natürlich nicht; die hätten vollständig in der Luft geschwebt, so lange nicht die Donau ganz allgemein die Nordgrenze des Reiches bildete.

Anders wurde die Sache, als Kaiser Augustus die Alpen und deren nördliches Vorland in seine Gewalt gebracht hatte. Jetzt bekam die Straße von Aquileja über Emona (Laibach), welches kurz vorher Stadtrecht erhalten hatte, nach Pannonien erhöhte Bedeutung; früher nur Vermittlerin eines lebhaften Handelsverkehrs, diente sie fortan Italien als Ausfallsthor gegen Osten.

In Dalmatien bestanden, so lange die Provinz noch nicht hinreichend beruhigt war, die beiden Legionslager von Burnum im Titius-Thal und von Delminium im Tilurius-Thal; der Hauptteil der Truppen im illyrisch-pannonischen Grenzgebiet hielt aber die Savelinie besetzt. Von hier aus drang die Römermacht nach Norden und Osten vor, bald ward die Grenze an die Drau verlegt, und statt Siscias nunmehr Poetovio der militärische Mittelpunkt des Gebiets. Nicht lange, so warf Rom seine Blicke auf den Donaustrom, um diesen für viele Jahrhunderte zum Graben der befestigten Reichsgrenze zu machen.

Man scheint auf der weitgedehnten Linie von Emona bis Viminacium nach bestimmtem Plane operirt zu haben. In den Jahren 13 bis 11 gelang es im Osten, die aufständischen Thraker und Moeser vollständig niederzuwerfen, und an die Stelle der früheren Klientelstaaten trat in der Folge die organisirte römische Provinz.

Nachdem dann in den Jahren 6 bis 9 p. Chr. der gewaltige Aufstand der Illyrier in Dalmatien und Pannonien bezwungen worden war, hatte Rom das große Ziel erreicht, die Balkanhalbinsel war nicht mehr eine bloß überseeische Erwerbung, sondern durch den ehernen Gürtel der fünf neuen Verwaltungsbezirke Raetien, Noricum, Pannonien, Dalmatien und Moesien fest an den Kern der Reichsmacht angeschmiedet.

Verhältnismäßig rasch ging die Romanisirung der Alpen- und Donauländer vor sich: diejenige Noricums so rasch, daß der Reisende, der etwa unter Caligula oder Claudius von Aquileja über

[1]) Mommsen. V, p. 13, 14.

die Karnischen Alpen nach Noreja, oder über die Julischen Alpen nach Emona zog, kaum merkte, daß er Italien verlassen hatte. Deshalb ward eine ständige Hut durch die Legionen in Noricum bald überflüssig, ihr Standlager Carnuntum wurde zu Pannonien geschlagen.

Die letztere Provinz romanisirte sich im Gegensatz zu Dalmatien und Noricum nicht hauptsächlich durch das bürgerliche Element, sondern wie das östliche Gallien durch den Einfluß der Standlager. Kaiser Vespasian hat die dalmatischen Truppen aus Burnum und Delminium an die Donau verlegt, nach Carnuntum und Vindobona; eine ganze Anzahl von Ortschaften erhielt in der Folgezeit das Stadtrecht. Schon vor Ausbruch der großen dalmatisch-illyrischen Empörung hatte römisches Wesen und die Kenntnis der römischen Sprache sich in Pannonien ein weites Gebiet erobert, hauptsächlich infolge der Aushebungen zum Kriegsdienst.[1]) Das war der Anfang einer Entwicklung, die durch jene Empörung nur zeitweilig unterbrochen wurde, dann aber rüstigen Fortgang nahm.

Wie die dalmatischen Legionen nach Carnuntum und Vindobona, so wurden die pannonischen, die bisher in und um Poetovio an der Drau gestanden hatten, unter Vespasian an die Donau nach Obermoesien verlegt, und zwar wahrscheinlich nach Viminacium oder in dessen Nähe. Damit hatte das Römertum einen großen und wichtigen Schritt weiter nach Osten gethan: während Makedonien und Thrakien dem Griechentum nicht nur überlassen blieben, sondern letzteres sogar von oben herab begünstigt und bis an den Haemus und noch darüber hinaus (Nikopolis und Markianopolis) absichtlich importirt wurde, sollten die Länder an der Donau, als an der Reichsgrenze, römisch werden.

Kaiser Trajan zog zu den sechs Legionen, welche seit Vespasian in den Donauländern standen, noch vier hinzu; drei derselben kamen nach Untermoesien, welches bisher keine starke Besatzung gehabt zu haben scheint, ihre Standlager befanden sich in Novae, Durostorum

---

[1]) Velleius 2, 110: In omnibus Pannoniis non disciplinae tantummodo, sed linguae quoque notitia Romanae, plerisque etiam litterarum usus et familiaris animorum erat exercitatio.

und Troesmis. „Von der lateinischen Civilisation Moesiens gilt das gleiche wie von der des angrenzenden dalmatischen und pannonischen Binnenlandes; nur tritt dieselbe, wie natürlich, um so viel später, schwächer und unreiner auf, je weiter sie von ihrem Ausgangspunkt sich entfernt. Überwiegend ist sie hier den Legionslagern gefolgt und mit diesen nach Osten hin vorgedrungen.“ [1]).

Ob die alte Landessprache und Sitte überhaupt irgendwo auf der Balkanhalbinsel ganz und gar von dem Römertum ausgerottet wurde, darüber geben uns unsere Quellen keinen Aufschluß; wenn ja, dann kann es erst eingetreten sein, kurz bevor die Völkerwanderung, vor allem die slawische, ganz Südeuropa von Grund aus umgestaltete. Jedenfalls aber darf man nicht so weit gehen wie Jos. Lad. Pič,[2]) der im Interesse des Slawentums das romanische Element auf der Balkanhalbinsel als zu allen Zeiten sehr wenig zahlreich und absolut unmaßgebend hinzustellen sich bemüht: der Weg, auf welchem er zu diesem Schluß kommt, ist jedoch nicht der richtige, er greift von all denjenigen Faktoren, die den Römern für die Assimilirung der eroberten Provinzen zur Verfügung standen, nur das römische Beamtentum heraus und meint: „ob aber dasselbe bei seinem sporadischen Auftreten der römischen Amtssprache eine praktische Einwirkung auf die unterworfenen Völker verschaffte, läßt sich kaum jemals sicherstellen, und würde kaum durch analoge Beispiele Bekräftigung finden, namentlich wo es sich um geistig entwickelte Nationalitäten handelt.“

Erstlich aber haben wir uns die Bevölkerungen der Balkanhalbinsel zur Zeit der römischen Besitzergreifung — die Hellenen natürlich abgerechnet — als in der That sehr schwach „geistig entwickelt“ zu denken: Illyrier, Thraker und Geten sind geradezu typische „Barbaren“; zweitens besitzen wir mehr als ein analoges Beispiel für die „praktische Einwirkung der römischen Amtssprache auf die unterworfenen Völker“: Gallien stand unzweifelhaft auf hoher Kulturstufe, als es dem römischen Einfluß verfiel, und doch wurde es in relativ kurzer Zeit völlig romanisirt, nicht zum wenigsten

---

[1]) Mommsen V, p. 194.

[2]) Über die Abstammung der Rumänen, Leipzig 1880, p. 23.

durch den zielbewußten Druck der römischen Beamtenschaft: „Wenn in der Organisation der Verwaltung das nationale Wesen der Kelten so weit geschont ward, als dies mit der Reichseinheit sich irgend vertrug, so ist dies hinsichtlich der Sprache nicht geschehen. Auch wenn es praktisch ausführbar gewesen wäre den Gemeinden die Führung ihrer Verwaltung in einer Sprache zu gestatten, deren die controlirenden Reichsbeamten nur ausnahmsweise mächtig sein konnten, lag es unzweifelhaft nicht in den Absichten der römischen Regierung diese Schranke zwischen den Herrschenden und Beherrschten aufzurichten. Dem entsprechend ist unter den in Gallien unter römischer Herrschaft geschlagenen Münzen und von Gemeindewegen gesetzten Denkmälern keine erweislich keltische Aufschrift gefunden worden." [1])

Nun ist es ja wahr, daß nicht die Beamtenschaft allein diesen erfolgreichen Assimilationsprozeß durchführte: Wo Bürgerkolonien bestanden, nahm derselbe einen rascheren Verlauf, und die Standlager der Legionen waren ebenso viele Centren, von denen römische Sprache und Gesittung über die nähere und weitere Umgegend ausstrahlten. Nach Mommsen „zeigt sich eine bemerkenswerthe Verschiedenheit zwischen dem östlichen Gallien und dem Westen und Norden, die wohl mit, aber nicht allein auf dem Gegensatz der Germanen und der Gallier beruht . . . Die nahe Berührung der östlichen Gaue mit den Rheinlagern und die hier vorzugsweise stattfindende Recrutirung der Rheinlegionen hat dem römischen Wesen hier früher und vollständiger Eingang verschafft als im Gebiet der Loire und Seine." [2])

Wir sehen aber an Gallien nur, wie die Romanisirung, von der Gunst geographischer und historischer Faktoren getragen, sich eines ganzen großen Ländergebietes bemächtigt hat; nicht jedoch, wie sie sich gestalten mußte, wo diese Faktoren weniger günstig waren oder sogar hemmend eingriffen. Deshalb ist es gewagt, unter Umständen selbst unnütz und schädlich, Länder wie Gallien oder Hispanien als Beispiele anzuziehen für die Romanisirung der

---

[1]) Mommsen V, p. 90, 91.
[2]) Mommsen V, p. 93.

Balkanhalbinsel. Spanien und Portugal sowie Frankreich sind heutzutage, falls wir einerseits von der baskischen, andrerseits von der armorischen Sprachinsel absehen, vollständig „lateinische" Länder; auf der Balkanhalbinsel dagegen, wie sie jetzt ist, finden wir das bunteste Völkergemisch, unter dessen Bestandteilen das romanische Element die allerbescheidenste Rolle spielt.

Selbst wenn die Quellen uns gar keine Aufschlüsse über die Art und Weise gäben, wie jenen beiden großen Westprovinzen römische Sprache und Kultur aufgedrängt wurde, ließe uns doch der wunderbare Erfolg dieser Romanisirungsarbeit, den wir ja jetzt noch vor Augen haben, manches erraten. Ein analoger Rückschluß aber von der gegenwärtigen ethnographischen Physiognomie der Balkanländer auf eine geringere Intensität des einstigen Romanisirungsbestrebens wäre an sich höchst bedenklich: Wir dürfen nicht vergessen, daß die iberisch-gallischen Länder, wenn wir die Schrecken und Verwüstungen der arabisch-sarazenischen und germanisch-skandinavischen Einfälle noch so hoch anschlagen, sich doch gegenüber den Schicksalen der Balkanländer während der hier in Betracht kommenden Perioden des Mittelalters einer vergleichsweise ruhigen, stetigen Entwicklung erfreuten, so daß die von den Römern gelegten und gepflegten Keime Zeit hatten, zu erstarken und auszureifen; kann man doch die ganze Geschichte der Westromanen als die immer wieder siegreiche Reaktion des im Ausharren starken romanischen Elements gegen das von außen eindringende fremde betrachten — In Frankreich wie auf der Pyrenenhalbinsel ist das letztere nie so mächtig aufgetreten, das erstere nie so durch die Stürme der Völkerwanderung geschwächt worden, daß der Ausgang dieses Kampfes einen Augenblick ungewiß erscheinen konnte.

Auf der Balkanhalbinsel hat die slawische Flut alle Züge des einstigen ethnographischen Bildes verwischt; wir wissen weder genau, was die Grenze zwischen der römischen und griechischen Sphäre war, noch ob sich zwischen beiden eine neutrale Zone mit alteinheimischer Sprache und Volksart erhielt, noch ob ganz Ober- und Untermoesien vollständig romanisirt wurde.

Allein trotz alledem bleibt wahrscheinlich, daß wenigstens Obermoesien sehr stark in den römischen Kulturkreis hineingezogen ward.

2. Kapitel.

Die Neuschöpfung Trajans nördlich der Donau.

Bei der Unmöglichkeit, die Eroberungen ins Maßlose hinein fortzusetzen, ergab sich für Rom die Rhein- und Donaulinie als Reichsgrenze von selbst. Indessen stellte es sich bald als wünschenswert heraus, auch noch das nächste Vorland dieser Hauptverteidigungslinien zu besetzen, gewissermaßen um an demselben ein Stoßkissen gegen den ersten Anprall der nördlichen und östlichen Barbaren zu haben: So entstanden im Westen die agri decumates, im Osten die Provinz Dacia.

Wenn auch durch diese fast übermäßige Ausweitung und Ausbauchung der Reichsgrenzen die Gefahr der Verzettelung der römischen Streitkräfte wuchs, so ist doch nicht zu übersehen, daß es einerseits für Rom absolut unmöglich war, das emporstrebende Dakerreich des Burvista, später des Decebalus sich ungestört entwickeln und festigen zu lassen, und daß andrerseits gerade Dakien, einmal von den Römern erobert und militärisch richtig organisirt, in seinem centralen Hochlande, dem heutigen Siebenbürgen, eine vorgeschobene Redoute von so ungeheurer Defensivkraft abgab, daß jener Nachteil dagegen zunächst wenig in Betracht kam.

Dakien zur Zeit Decebals war weit davon entfernt, ein ganz und gar uncivilisirtes, „wildes" Land zu sein. Bei der geringen Neigung der Alten für bestimmte ethnographische Scheidung und Beschreibung ist es uns sehr erschwert, die Stellung des dakischen Volks genau zu fixiren — Überhaupt ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen Hypothesen einzugehen, zu denen dasselbe Anlaß ge-

geben: es genügt hier, als wissenschaftlich ausgemacht betrachten zu dürfen, daß die Daker ein Glied der großen thrakisch-getischen Familie waren, welche von den galizischen Karpaten bis nach Kleinasien saß, und daß sie mit den Geten südlich der Donau eine und dieselbe Sprache redeten. Verschiedene ihrer Stämme werden uns genannt: die Karper (deren Name in dem der Karpaten wiedergefunden wird), die Kostuboker und die Kaukoensier.

Die Sitze der Daker sind natürlich gleichfalls nicht mit Genauigkeit anzugeben; Plinius[1]) nennt, von Westen nach Osten gehend, zwischen Danubius, Silva Hercynia und Carnuntum Germanen; dann in den campi et plana bis zum Pathissus (Theiß) sarmatische Jazygen; jenseits dieses Flusses die Daker, welche, von letzteren vertrieben, auf den Bergen und in den Wäldern hausten (montes vero et saltus pulsi ab his Daci . . . tenent).

Daraus ist klar, daß die Daker als ihr Hauptland die Waldberge des heutigen Siebenbürgens betrachteten, und daß man sich unter ihnen nicht etwa ein unstätes, vermöge seiner nomadisirenden Lebensweise auf die Tiefebenen (campi et plana) angewiesenes Reitervolk zu denken hat — ein solches hätte sich eben nicht auf das unwegsame Karpatenhochland zurückziehen können —; die Daker waren ein ansässiges Volk und gewannen ihren Unterhalt nicht nur aus der Viehzucht, sondern zu einem nicht unbedeutenden Teile auch durch Ackerbau. Reine Hirtenvölker bauen keine Städte; deren aber gab es, wie wir aus den Berichten über Trajans Dakerkriege wissen, schon im vorrömischen Dakien eine ganze Anzahl.

Die Westgrenze des dakischen Landes werden die sumpfigen Uferstriche der Theiß gebildet haben; die Nordgrenze die wilden Gebirge, welche Siebenbürgen so vollständig von Galizien abtrennen, daß ein Verkehr nur auf Paßstraßen, die wenig mehr als Saumpfade sind, vermittelt werden kann. Im Osten scheint die heutige Moldau im Wechselbesitz von Dakern, Bastarnern und sarmatischen Stämmen gewesen zu sein; im Süden trennte der breite Donaustrom die Daker von den blühenden moesischen Fluren.

Ward die Kraft des unruhigen Volks durch den Arm eines

---

[1]) Hist. nat. IV, 12—15.

tüchtigen Mannes zusammengefaßt, wie einst unter König Burvista und zu den Zeiten Domitians und Trajans unter Decebal, dann wurde sie sofort Rom mehr als unbequem, ja gefährlich; so wenig man Marbods böhmisches Reich hatte aufkommen lassen, ebenso wenig durfte das jetzt mit dem dakischen Decebals geschehen: keine Stromgrenze vermag auf die Länge gegen einen rüstigen, immer zum Losschlagen bereiten Gegner gehütet zu werden, und Decebal mußte so gut wie früher Burvista den Weg in die fruchtbaren Flußthäler Makedoniens und Thrakiens finden, wenn er es nicht gar vorzog, die Pläne des Mithridates gegen Italien aufzunehmen.

Er hatte es bereits möglich gemacht, den Heerbann seines Volkes nach römischem Vorbilde zu organisiren; zahlreiche Römer, die er angeworben, waren in seinem Dienste thätig; und es ist bezeichnend für die hohe Stufe, auf welcher wenigstens die leitenden Elemente des Dakervolkes standen, sowie für die Ziele, die der ehrgeizige König sich gesteckt, daß seine diplomatischen Beziehungen nicht nur zu seinen westlichen Nachbarn, den Jazygen, sondern darüber hinaus zu den Sueben und nach Osten sogar bis zu den Parthern reichten.

Sobald er sich stark genug fühlte, brach er über den Strom in Moesien ein, wo keine ihm ebenbürtige Truppenmacht stand; der römische Statthalter ward besiegt und fiel; auch als Kaiser Domitian die Daker in ihrem eigenen Lande aufsuchen ließ, erlitt sein Heer eine schwere Niederlage, und wiederum blieb der Leiter der Expedition auf dem Platze. Daß diese Scharte bald darauf durch den Sieg der Römerwaffen bei Tapae ausgewetzt ward, half nichts, weil Domitian sich den markomannischen und jazygischen Dingen zuwenden mußte und so rasch wie möglich mit dem Dakerkönig zu einer Verständigung gelangen wollte. Der letztere ließ sich nur gegen teuren Preis dazu herbei: nicht nur, daß ihm ein jährlicher Tribut entrichtet werden mußte, er bedang sich auch die Stellung von römischen Handwerkern und Technikern aus, durch die er für kriegerische wie friedliche Zwecke sein Volk zu bilden gedachte.

Allein Decebal überspannte den Bogen, er wollte die augenblickliche günstige Konjunktur und die wenig schneidige, unsoldatische Natur Kaiser Domitians benutzen, um sich eine unangreifbare

Position zu schaffen: Das war mehr, als Rom dulden konnte. Doch dauerte es immerhin zehn oder elf Jahre, bis die Stunde der Vergeltung schlug; erst als Kaiser Trajan dafür gesorgt hatte, daß die große Donau-Heerstraße an das System der rheinischen Grenzbefestigungen und Straßen angeschlossen war, ging er nach Moesien ab, um selbst den Krieg gegen die übermütigen Daker in die Hand zu nehmen. Im Jahre 101, nach Anbruch der guten Jahreszeit, überschritt er bei Viminacium die Donau und marschirte durch die Ebenen des Banats geradenwegs auf Decebals Hauptstadt Sarmizegetusa los; die Daker, die kein eigentliches Reitervolk waren, scheinen erst kräftigeren Widerstand geleistet zu haben, als der Feind sich ihren Bergen durch das Temesthal her näherte, um sich durch das Eiserne Thor den Eingang ins heutige Hatszeger Thal zu erzwingen. Der Heldenmut der Daker war umsonst; nach heißen Kämpfen verstand Decebal sich dazu, von seiner stolzen Stellung als Selbstherrscher herabzusteigen und sich unter Roms Oberhoheit zu beugen.

Daß Trajan sich hiermit begnügte, war wohl ein psychologischer Fehler: er hat den Mann, mit dem er es zu thun hatte, unterschätzt — statt mit ein paar wuchtigen Schlägen jetzt, wo er im Herzen des feindlichen Machtgebiets stand, das junge Königreich für immer zu zertrümmern, legte er Decebal nur die Schleifung seiner Burgen und Festungen, die Auslieferung seines Kriegsmaterials und der römischen Überläufer, die Entlassung der von ihm engagirten römischen Handwerker und die Pflicht der Heeresfolge auf. Die schwachen Besatzungen aber, welche Trajan in den wichtigsten Städten des Landes zurückließ, waren nicht imstande, die Erfüllung dieser Bedingungen zu erzwingen, und die Erbauung der berühmten Trajansbrücke zwischen dem moesischen Drobetae und dem heutigen Turnu Severin in der Kleinen Walachei bedeutete wenig mehr als eine Drohung, deren Ausführung noch in weitem Felde liegt; auch mochte der rachedürstende Dakerkönig bei sich überlegen, daß es gleich leicht sei, eine Brücke hinüber zu passiren wie herüber.

Aber Decebal verrechnete sich ebenfalls, wenn er, auf seine Erfahrungen mit Domitian bauend, hoffte, daß Rom sich endgültig

mit einem solchen halben Erfolge begnügen und ihm Zeit lassen würde, seine erschütterte Macht wieder zu festigen. Denn als Trajan an der zögernden und unvollständigen Ausführung jener Friedensbedingungen merkte, was sein Gegner plante, war er rasch bereit, seinen Fehler gut zu machen: schon im Jahre 105 rückten die Legionen über die Brücke abermals in Feindesland ein, und Decebal, dessen Rüstungen noch nicht vollendet waren, sah sich außer stande, selbst durch schnelles Einlenken den Krieg jetzt zu vermeiden — zwischen der Forderung, sich selbst dem Kaiser auszuliefern, was mit seinem und des dakischen Reiches Untergange gleichbedeutend war, und der schwachen Chance einer letzten wütenden Gegenwehr konnte seine Wahl nicht zweifelhaft sein. Nach zweijährigem Kampfe, an dem sich aber nicht alle Stämme des nur unvollkommen zusammengeschweißten Reichs beteiligt zu haben scheinen, und nach dem Selbstmord des verzweifelnden Königs, stand Trajan als vollständiger Sieger in Dakien da; nur in den unzugänglichsten Bergen, besonders im nördlichen Randgebirge des Hochlands, hielten sich die Reste des zertretenen Volkes.

In den ersten Zeiten nach der Eroberung ward wahrscheinlich nur derjenige Teil des Dakerlandes ständig occupirt, welcher der römischen Operationsbasis am nächsten lag, also der Südwesten, der heutige Banat und die angrenzenden Landschaften Siebenbürgens. Die militärische Besatzung war eine schwache, sie bestand aus einer einzigen Legion, die bei Apulum, unweit der Hauptstadt Sarmizegetusa, garnisonirte. Natürlich war dieselbe nicht imstande, die halbkreisförmig vorspringende Grenzlinie des weiten Länderkomplexes zu hüten, welcher einst König Decebals Befehlen gehorcht hatte, das war auch Trajans Absicht nicht: er verstärkte die Befestigungen und Besatzungen der Donaulinie, betrachtete also die letztere nach wie vor als die eigentliche Grenze des Reichs, und die Legion drüben in Dakien leistete gewissermaßen Vorpostendienste, mehr nicht.

Die Dörfer und Städte nördlich der Donau waren durch den Krieg großenteils entvölkert und zerstört; nach alter Praxis, die besonders bei der Besitzergreifung von Raetien nnd Vindelicien sich bewährt hatte, wurden überdies die etwa noch verblie-

benen Reste der besiegten Bevölkerung wahrscheinlich nach der Nord- und Ostperipherie abgedrängt, sodaß wenigstens die fruchtbaren Thalebenen des Südwestens ziemlich menschenleer gewesen sein mögen.

Wenn wir nun der Überlieferung trauen dürfen, so ist hier Trajan anders verfahren, als es bisher Gebrauch gewesen war — Weder nach Dalmatien noch nach der ganzen Reihe von Alpen- und Donauprovinzen, Vindelicien, Noricum, den beiden Pannonien, Ober- und Untermoesien, sind von Staatswegen große romanische Volksmassen verpflanzt worden: nach Dakien aber ließ der Kaiser angeblich „unendliche Menschenmengen aus der ganzen Römerwelt" führen.[1]) Vielleicht ist diese Nachricht Eutrops doch nur Rederei oder gröbliche Übertreibung, vielleicht machte sich dieses Zusammenströmen von Abenteurern aus allen Weltgegenden ganz von selbst, ohne staatlichen Einfluß und Druck, etwa wie heutzutage in der nordamerikanischen Union ein „boom", oder wie in Kalifornien, Australien, Transvaal der plötzliche Andrang von Goldsuchern. Und vielleicht war schon früher dasselbe Zusammenschaaren ex toto orbe Romano vor sich gegangen, so oft eine neue Provinz dem Riesenkörper des römischen Reiches angegliedert worden, nur daß zufällig die magere Geschichtsschreibung ein solches „unwichtiges" Faktum unerwähnt gelassen hatte. Wie würde sich auch die geringe Besatzung Dakiens erklären, wenn andrerseits Trajan so große Romanenmassen ebendahin verpflanzt hätte? Würde er es dann nicht für angezeigt erachtet haben, zu deren Schutz eine doppelt und dreifach stärkere Truppenmacht in der neuen Provinz zu postiren?

Aus Raetien, das zu Augusts Zeiten, und solange das Zwischenglied der agri decumates noch fehlte, eine ähnlich exponirte Lage besaß wie Dacia, hatte man sich bestrebt, ein vergleichsweise wüstes, feindliche Einfälle schon durch seine Ressourcenlosigkeit abschreckendes Territorium zu machen, und erst von Kaiser Hadrian

---

[1]) Eutrop. 8, 6: Traianus victa Dacia ex toto orbe Romano infinitas eo copias hominum transtulerat ad agros et urbes colendas. Dacia enim diuturno bello Decebali viris erat exhausta.

an datirt das wirkliche Aufblühen romanischer Kultur in demselben.[1]) Deshalb will es uns wenig wahrscheinlich dünken, daß man in Dakien so völlig anders gehandelt haben sollte, und es dürfte nicht gerechtfertigt sein, wenn Jung[2]) sagt: „Es war eine Maßregel, wie jene, welche im 12. Jahrhundert die ungarische Regierung hier durchgeführt hat, als sie, um sich im Besitze Siebenbürgens zu behaupten, das Land colonisirte durch Magyaren, Szekler und Sachsen. Und es unterscheidet dies Dacien von allen anderen Landschaften an der Donau, daß es nicht bloß Römische Provinz, d. h. Eroberung, sondern daß es auch Römische Colonie ward."

Was ist denn eine Kolonie? Jung scheint den Unterschied zwischen Handels- und Plantagen-Kolonien einerseits und Ackerbau-Kolonien andrerseits zu übersehen, sonst hätte er sich schwerlich auf den von ihm citirten Satz Rudorffs, Gromat. Institutionen S. 292, berufen: „Die römischen Colonien waren nicht, wie die Colonien des neuen Europa, Eroberungen zur Erzielung von Colonialwaaren (sic): unsere Colonien entsprechen vielmehr den Römischen Provinzen," und wurden als solche ausgebeutet. Die Römischen Colonien waren ein Theil der herrschenden Nation selbst."[3])

Sind etwa die modernen Kolonien zumal der Angelsachsen in Nordamerika, Australien, Südafrika nicht gleichfalls „Theile der herrschenden Nation selbst"? Es ist doch falsch, wenn Jung die Romanisirungsarbeit des alten Roms mit dem Kolonisationsverfahren der heutigen Seemächte zusammenwirft und behauptet: „Eine solche Epoche der Expansion nach außen hat nun einstens auch die römische Nation erlebt, als sie nach dem Austoben der Bürgerkriege und dem Sturze der Republik die westlichen Provinzen ihres

---

[1]) Mommsen V, p. 179: „Es scheint in diesem Gebiet, das nicht so wie das norische unmittelbare Fortsetzung Italiens werden konnte und das gleich dem angrenzenden sogenannten Decumatenland wohl zunächst nur als Scheide gegen die Germanen für die Römer von Werth war, die Politik der früheren Kaiserzeit die Cultur vielmehr zurückgehalten zu haben. Es ist schon darauf hingewiesen worden (p. 17), daß gleich nach der Eroberung man bedacht war, die Landschaft zu entvölkern."

[2]) Römer und Romanen in den Donauländern, Innsbruck 1877, p. 88, 89.

[3]) Jung, p. 89, A. 1.

Reiches sich anglich und sie romanisirte in derselben Weise, wie America angelsächsisch, spanisch, portugiesisch ward durch seine Colonisatoren."[1])

Dem gegenüber ist zu betonen, daß sowohl Gallien, als Hispanien, als wahrscheinlich auch Dakien nicht, oder nicht hauptsächlich, durch Kolonisten römischer Nationalität romanisirt wurden: Abgesehen von mehr oder weniger zahlreichen Militärkolonien, in denen Veteranen von möglichst buntscheckiger Herkunft angesiedelt wurden, abgesehen von den römischen Beamten und Kaufleuten, die schließlich im Lande sitzen blieben, wurde die Romanisirung vor allem dadurch erreicht, daß römisches Recht und in Verbindung damit römische Gerichtssprache das einheimische Wesen verdrängte; und daß die auf die ganz oder halb barbarischen Provinzen eindringende Flut der überlegenen römischen Kultur die indigenen Anfänge und Keime von Wissenschaft, Kunst und Poesie bald erstickte.

In Gallien z. B. bedienten sich die Römer zwar für die Verwaltung der bestehenden Institutionen, so der Gilden oder Zünfte, allein ihre erste Sorge war es, das alte keltische Gewohnheitsrecht außer Geltung zu setzen; es wurde dabei weder zu rasch noch zu gewaltsam verfahren, aber mit der Errichtung des ersten römischen Gerichtshofes auf gallischem Boden war das Schicksal des nationalen Rechtes eigentlich schon entschieden: die Römer hüteten sich im allgemeinen vor willkürlicher, brutaler Unterdrückung fremden Volkstums; systematisch und vorbedacht verharrten sie jedoch auf der einmal beschrittenen Bahn und, wo es nötig, griffen sie mit eiserner Faust durch. War erst das Lateinische die öffentlich geltende Sprache, dann war auch der Weg zum privaten ausschließlichen Gebrauch kein weiter mehr. Gar nicht zu überschätzen ist dabei der stetige Einfluß der centralisirten römischen Verwaltungsmaschinerie; deren konsequentem und energischen Funktioniren ist es zu verdanken, daß schon am Schluß der Augustischen Zeit die Landschaft an beiden Ufern des unteren Rhone in Sprache und Sitte vollständig romanisirt war,[2]) und daß wenige Jahrhunderte

---

[1]) Jung, Einleit. p. VII.
[2]) Mommsen V, p. 79.

nach der Eroberung in ganz Gallien kaum eine Zunge noch keltisch redete, außer auf der äußersten, isolirt ins Meer vorspringenden Nordwestecke des Landes: „Indem die Romanisirung nicht in schroffer Weise angefaßt, aber vorsichtig und geduldig gefördert ward, hörte die römische Fremdherrschaft in dem Keltenland auf dies zu sein, da die Kelten selber Römer wurden und sein wollten."[1])

Die modernen Kolonisationen sind dagegen bekanntlich ganz anders zu Wege gebracht: Nur wo streifende Horden von Jägerstämmen unstät weite Länderstrecken mehr beunruhigen als bewohnen, wie in Amerika und Australien, kann von wirklicher Kolonisation durch eindringende Ackerbauer die Rede sein; finden jedoch die neuen Ansiedler bereits eine seßhafte, zahlreiche, der Kultur nicht unfähige oder abgeneigte Bevölkerung vor, dann bleibt ihnen nichts, als in Städte, in Faktoreien oder auch nur, wie im heutigen Westafrika, auf Hulks und in Blockhäuser sich zusammenzudrängen, des Handels, der Ausbeutung des Gebietes halber; und von solchen Punkten aus mögen sie dann suchen, allmählich das Heft in ihre Hände zu bekommen.

Auf beiden Hemisphären haben die Engländer ungeheure, bisher so gut wie leere Räume mit ihren Volksangehörigen füllen können, allein im menschenwimmelnden, altcivilisirten Indien bleiben sie weiter nichts als Soldaten, Beamte, Ärzte, Industrielle und Kaufleute. Hier die einheimische Bevölkerung verdrängen oder gar ausrotten zu wollen wäre ein Unding, und auch wenn dieselbe, was unwahrscheinlich genug ist, mit der Zeit englische Sprache und Sitte anzunehmen bewogen würde, bliebe sie indisch, nicht angelsächsisch.

Zudem konnte das römische Volk an eine eigentliche „Expansion" im Sinne Jungs nicht denken. Das kleine, gebirgige, nicht allzu stark bewohnte Mittelitalien, der Sitz der römischen Nationalkraft, war nicht einmal imstande, das gräcisirte Süditalien, die halb gräcisirten, resp. punisirten Inseln sowie das keltisch-ligurisch-tuskische Norditalien durch Zurückdrängung und Ausrottung der alten Bevölkerungen sich zu assimiliren, geschweige denn geo-

[1]) Mommsen V, p. 74, 75.

graphisch und ethnographisch in sich abgeschlossene Länder-Individuen von solcher Größe und Bedeutung wie Hispania und Gallia: Trotz des notwendig nur mäßigen Zusatzes von italischem Blute blieb der römisch redende Gallier Kelte, der Hispanier Iberer.

Das Verfahren der Germanen freilich, die ungefähr zur selben Zeit wie die Römer auf dem welthistorischen Kampfplatz Galliens erschienen, mußte andere Resultate erzielen: Schritt für Schritt rückten sie vor, nie weiter, als sie auf einmal verdauen konnten; hatten sie das den Galliern abgenommene erste und zweite Drittel des Bodens besetzt und kam neuer Zuschuß an Volksgenossen über den Rhein herüber, dann rückten sie von neuem südwärts vor und machten die eroberten Gebiete zu Wohnstätten einer immer reiner werdenden germanischen Bevölkerung.

Diese brutale, von Raub und Totschlag geförderte Kolonisation wollten, vor allem konnten die Römer nicht nachahmen, weil ihnen jener rohe, aber kräftige Nachwuchs landloser Bauern fehlte, dem die Germanen bei ihrer Wirtschaftsform im eigenen Lande kein Brot zu bieten hatten.

Man muß sich also hüten, die Ausbreitung einer Sprache durch Kolonisirung mit derjenigen durch Civilisirung zu verwechseln;[1]) letztere ist es, der wir, nach Analogie der anderen Provinzen, das Eindringen römischen Wesens auch in Dakien zuschreiben müssen. Darin kann uns auch die gegenteilige Behauptung Eutrops nicht irre machen, denn erstlich ist derselbe überhaupt ein ganz unzuverlässiger Schriftsteller, zweitens würde er, wenn er jene Nachricht wirklich mit dem vollen Bewußtsein ihrer Tragweite gegeben hätte, wenn sie von ihm einer guten Quelle entnommen worden wäre, sich in der Motivirung einer solchen großartigen Kolonisation nicht mit dem farblosen ad agros et urbes colendas begnügt haben: er müßte dann in dieser Quelle auch gefunden

---

[1]) Mommsen I, p. 442: „Die merkwürdigste Erscheinung in dieser Art bietet Apulien, das seit dem fünften Jahrhundert Roms allmählich seine barbarische Mundart ablegte und sich im Stillen hellenisirte. Es erfolgte dies ähnlich wie in Makedonien und Epeiros nicht durch Colonisirung, sondern durch Civilisirung, die mit dem tarentinischen Landhandel Hand in Hand gegangen zu sein scheint."

haben, daß man für Spezialzwecke in der That massenhafte Arbeiter ins Land zog, nicht für den Ackerbau und um die verödeten Städte wieder zu bevölkern, sondern um den Betrieb der dakischen Goldbergwerke, die schon vor der römischen Eroberung von den alten Bewohnern, wenn auch gewiß recht primitiv, ausgebeutet worden waren, aufzunehmen und mit allen Mitteln der damaligen Technik in die Höhe zu bringen.

Das geschah in der That; besonders aus Dalmatien zog man Bergleute in Menge herbei. Es mag zuviel behauptet sein, wenn Jung sagt: „Auf jenem Goldgewinn hatte aber von jeher die Bedeutung Daciens beruht, und es dürfte einer der Beweggründe Traians für die endgültige Occupation des Landes gewesen sein, daß er den Bergsegen desselben in seine Hände bringen wollte." Allein mit Recht hebt er hervor: „sogleich wurden Pirustor in das siebenbürgische Erzgebirge verpflanzt, die uns in den Wachsurkunden dann mehrfach begegnen: Alburnus maior, einer der vorzüglichsten Orte im Golddistrikt, heißt sogar kurzweg: Vicus Pirustarum. Auch andere Dalmatiner kommen vor, so zweimal in Verespatak und zweimal in Apulum Abkömmlinge aus Aequum und in Ampelum ein Dalmatus princeps adsignatus ex m(unicipio) Splono." [1]) Bedenklicher jedoch ist der nächste Passus: [2]) „Die große Menge der Einwanderer aber war syrischer und (klein) asiatischer Abkunft. Wir finden da Leute aus der Provinz Asia, aus Bithynien und Karien, aus Galatien, aus Syrien im weiteren Sinne des Wortes. Sie brachten aus ihrer älteren Heimat in das Colonialland ihre orientalischen Culte mit, den Dienst der Götter von Emesa, Doliche, Tavia, Eriza u. s. w. Der Cult der Isis und des Mithras — später im ganzen Reiche verehrte Gottheiten — wurde hier speciell von Griechen, also Orientalen als Priestern versehen; eine provincielle Eigentümlichkeit, die anderswo nicht sich vorfindet."

Ganz gewiß würde es Niemandem einfallen, eine so bunte Kolonialbevölkerung in großen Mengen das neu eroberte Dakien

---

[1]) Vgl. hierzu die Liste der für Dacia inschriftlich und aus den Wachstafeln belegten illyrisch-dalmatischen Eigennamen bei Tomaschek, Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1872, p. 145 ff.

[2]) Jung, p. 89, 90.

überschwemmen zu lassen, wenn nicht jene unglückliche Angabe des Eutrop da wäre, mit der man sich abzufinden hat. So häufig uns diese von Jung aufgeführten syrisch-phönikischen und kleinasiatisch-helleniſtischen Elemente in der Provinz Dacia begegnen, ebenso häufig oder noch häufiger in allen übrigen Teilen des Reichs, und nichts wäre verkehrter, als beispielsweise Ostia oder Puteoli für Städte von hauptsächlich syrischer Bevölkerung zu halten, bloß weil wir wissen, daß syrische Kaufleute sich in ihnen niedergelassen hatten: Es ist deshalb gewiß nicht zu kühn, wenn wir eine Einwanderung jener orientalischen Elemente in größerem Maßstabe, besonders als Ackerbauer, von der Hand weisen, während wir es als natürlich betrachten, daß die syrischen Handelsherren, die in der Kaiserzeit über den ganzen Orbis Romanus verbreitet waren und eine ähnlich wichtige Rolle spielten wie heutzutage die Juden, gleich oder bald nach der Erschließung des für den Handelsverkehr mit den nördlichen und östlichen Barbaren so wichtigen dakischen Landes sich einstellten, um an der Civiliſirung desselben zum eigenen Gewinnst teilzunehmen. So lesen wir bei Mommsen[1]): „Wie die Schiffskapitäne in Syrien einen hervorragenden und geachteten Stand bildeten, so waren syrische Kaufleute und syrische Faktoreien in der Kaiserzeit ungefähr ebenso überall zu finden, wie in den fernen Zeiten, von denen Homer erzählt. Die Tyrier hatten derzeit Faktoreien in den beiden großen Importhäfen Italiens Ostia und Puteoli .... Ähnliche Faktoreien haben auch Berytos und Damaskos und gewiß noch viele andere syrische und phönikische Handelsstädte in den italischen Häfen gehabt. Dem entsprechend finden wir namentlich in der späteren Kaiserzeit syrische, vornehmlich apamenische Kaufleute nicht bloß in ganz Italien ansässig, sondern ebenso in allen größeren Emporien des Occidents, in Salonae in Dalmatien, Apulum in Dacien, Malaca in Spanien, vor allem aber in Gallien und Germanien, zum Beispiel in Bordeaux, Lyon, Paris, Orleans, Trier, so daß wie die Juden so auch diese syrischen Christen nach ihren Gebräuchen leben und in ihren Conventen sich ihres Griechischen bedienen."

---

[1]) Mommsen V, p. 466, 467.

Mit Unrecht hebt Jung es als eine sich anderwärts nicht vorfindende „provincielle Eigentümlichkeit" Dakiens hervor, daß der Isis- und Mithras-Kult von griechisch-orientalischen Priestern versehen wurde; diese syrischen Kaufmannsgemeinden pflegten überall ihren Mitgliedern eine Steuer aufzuerlegen, aus deren Ertrage vor allem die Kosten für den Kult ihrer einheimischen Götter im Auslande bestritten wurden, und es unterstützten dabei die größeren Faktoreien die kleineren aufs opferwilligste.

Nun erwähnt Eutrop diese charakteristische, der Privat-Initiative entspringende syrisch-kleinasiatische Einwanderung ebenso wenig wie jene von Staatswegen erfolgte der dalmatischen Bergarbeiter, er hat also von beiden nichts gewußt.

Was dann seine infinitae copiae hominum anbetrifft, so hat Eutrop sie entweder einfach erfunden, oder aber Trajan hat wirklich Kolonen nach Dakien geführt: allein da waren es sicher Bauern und ländliche Tagelöhner, und diese waren es, welche dann den Grundstock einer romanischen Provinzial-Bevölkerung bildeten, nicht die hellenistischen Kaufmannsgilden der Städte.

Jung selbst findet keinen Beleg dafür, daß die asiatischen Kolonisten irgendwo auf dem flachen Lande sich niederließen, alles, was er anführt, weist auf Faktoreien in den Städten.[1])

Wir haben schon oben den Schluß ausgesprochen, daß Trajan es wahrscheinlich nicht bei einer Besatzung von nur einer Legion hätte bewenden lassen, wenn er wirklich in Dakien mehr gesehen

---

[1]) Jung, p. 90, 91: „Auch sonst blieben übrigens die Colonisten den Traditionen der Länder treu, aus denen sie ausgegangen waren. Sie thaten sich in Landsmannschaften zusammen und hatten als ‚Galater', ‚Asiaten' u. s. w. ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst. Der syrische Gott Azizus hatte eine Gemeinde in Apulum und Potaissa, nach Apulum war durch die syrischen Pflanzbürger auch der Sonnengott, der den Beinamen Hierobolus führte, gekommen, wo er dann seinen eigenen Priester hatte; übers weite Meer herüber hatten Bewohner der syrischen Landschaft Commagene ihren berühmten Jupiter von Doliche nach Ampelum mitgebracht. Noch zwanzig Jahre vor dem Verluste der Provinz sehen wir so eine besondere Genossenschaft von Asiaten in Napoca und desgleichen ein ‚Collegium Galatorum' zusammen in Napoca und Germisara bestehen, wo sie den heimatlichen Jupiter von Tavia verehrten; ein Beweis, daß eben diese landsmannschaftlichen Organisationen sich bis zur Räumung Daciens durch die Römer hier erhalten haben."

hätte als einen Landzuwachs, der das eigentliche Reich von den Barbaren trennen sollte, wenn er vielmehr große Mengen römischer Siedler hineingeführt hätte. Die eine Legion mochte er für hinreichend halten zum Schutz der Minendistrikte; außerdem konnte ja nötigenfalls innerhalb kurzer Zeit von Viminacium Hülfe kommen: „Die Hauptstadt, jetzt traianische Colonie Sarmizegetusa lag nicht weit von den Hauptübergängen über die Donau in Obermoesien; hier und an dem mittleren Marisus sowie jenseit desselben in dem Bezirk der Goldgruben haben die Römer vorzugsweise sich ansässig gemacht; auch die eine seit Traian in Dacien garnisonirende Legion hat ihr Hauptquartier wenigstens bald nachher in dieser Gegend bei Apulum (Karlsburg) erhalten. Weiter nördlich sind Potaissa (Thorda) und Napoca (Klausenburg) wohl auch sofort von den Römern in Besitz genommen worden, aber erst allmählich schoben die großen pannonisch-dacischen Militärcentren sich weiter gegen Norden vor. Die Verlegung der unterpannonischen Legion von Acumincum nach Aquincum, dem heutigen Ofen und die Occupirung dieser militärisch beherrschenden Position fällt nicht später als Hadrian und wahrscheinlich unter ihn; wohl gleichzeitig ist die eine der oberpannonischen Legionen nach Brigetio (gegenüber Komorn) gekommen. Unter Commodus wurde an der Nordgrenze Daciens in der Breite von einer deutschen Meile jede Ansiedelung untersagt .... Damals mögen auch die befestigten Linien entstanden sein, welche diese Grenze, ähnlich wie die obergermanische, sperrten. Unter Severus kam eine der bisher niedermoesischen Legionen an die dacische Nordgrenze nach Potaissa (Thorda). Aber auch nach diesen Verlegungen bleibt Dacien eine von Bergen und Schanzen gedeckte vorgeschobene Stellung am linken Ufer, bei der es wohl zweifelhaft sein mochte, ob sie die allgemeine Defensivstellung der Römer mehr förderte oder mehr beschwerte. Hadrianus hat in der That daran gedacht dies Gebiet aufzugeben, also dessen Einverleibung als einen Fehler betrachtet; nachdem sie einmal geschehen war, überwog allerdings die Rücksicht, wenn nicht auf die einträglichen Goldgruben des Landes, so doch auf die rasch sich entwickelnde römische Civilisation im Marisusgebiet. Aber wenigstens den Oberbau der steinernen Donaubrücke ließ er entfernen,

da ihm die Besorgniß vor der Benutzung derselben durch die Feinde schwerer wog als die Rücksicht auf die dacische Besatzung. Die spätere Zeit hat von dieser Ängstlichkeit sich freigemacht; aber die excentrische Stellung Daciens zu der übrigen Grenzvertheidigung ist geblieben“ [1]).

Ursprünglich also ist es nicht die Absicht, weder Trajans noch Hadrians, gewesen, sich in der neuen Provinz nördlich der Donau mehr als nötig zu engagiren: man hatte das Land einem unbequemen Feinde entrissen und mußte nun Sorge tragen, daß nicht abermals ein solcher sich darin festsetzte — mehr wollte man nicht.

„Indeß die Natur der Verhältnisse ist stärker als selbst die stärkste Regierung“ [2]); während in der Westhälfte der Balkanhalbinsel die geographischen Faktoren nicht zuließen, daß die italische Sprache und Kultur über den adriatischen Küstensaum hinaus ins Binnenland getragen wurde, haben sie, scheinbar launisch, in Dakien, diesem isolirten, erkerähnlichen Anbau des Reichsgebäudes, das römische Wesen überraschend schnell und intensiv gedeihen lassen, und zwar, wenn wir uns nicht ganz täuschen, hauptsächlich durch Civilisirung, nicht durch Kolonisirung.

Aus den Ortsnamen Apulum und Alburnus hat man folgern wollen, daß auch aus Italien eine beträchtliche Anzahl von Einwanderern nach Dakien gekommen wäre; aber ein einziger Apuler und Lukaner ist hinreichend, um das Vorkommen dieser beiden italischen Namen zu erklären. Die meisten Kolonisten, so viele ihrer überhaupt kamen, werden romanisirte Noriker, Pannonier, Dalmatiner und Mocsier gewesen sein, das ergiebt sich aus der Natur der Dinge selbst. Ganz derselben Ansicht ist auch Tomaschek, indem er hervorhebt [3]): „Zahlreich müssen auch die Einwanderer aus Illyrien und Pannonien gewesen sein, ja wir meinen, daß diese die Hauptmasse der niederen Bevölkerung gebildet haben. Die Colonisten in den größeren Ortschaften Daciens, vor allem die municipalen Würdenträger, waren ohne Zweifel italischer Abkunft, und

---

[1]) Mommsen V, p. 207, 208.
[2]) Mommsen I, p. 442.
[3]) Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1872, p. 145.

zahlreiche Steininschriften verewigen auf dem Boden Siebenbürgens die Träger echt römischer Namen. Was für ein Bevölkerungselement jedoch in den abseits gelegenen Dorfschaften und Weilern das herrschende gewesen, dazu geben uns die durch Zufall ans Tageslicht getretenen Wachstafeln erwünschte Kunde: die darin vorkommenden Eigennamen sind illyrisch-pannonisch, und einige darunter können sogar noch aus dem heutigen Albanischen gedeutet werden."

Hinzufügen möchten wir nur, daß nicht bekannt ist, ob diese illyrisch-dalmatischen Kolonisten sich außer dem Bergbau und der Goldwäscherei auch dem Ackerbau gewidmet haben. Höchst wahrscheinlich waren die Bauern und Hirten „in den abseits gelegenen Dorfschaften und Weilern" der Mehrzahl nach von dakischer Abstammung; Tomaschek selbst sagt (p. 143): „Wir glauben, auch der Bericht „Dacia diuturno bello viris fuerat exhausta" ist nicht in seinem vollsten Wortlaut zu nehmen; allerdings war der Adel der dakischen Nation, die Kaste der tarabostei „pileati" . . . . dem Kriege zum Opfer gefallen; die dakische Plebs in Stadt und Feld jedoch mochte noch immer ein gewisses Dasein fristen, ein Bevölkerungselement, dem physisch auf die Race einzuwirken bestimmt war, das jedoch bei seiner geistigen Inferiorität allmälig in der neuen Bevölkerung aufgehen und die fremde Sprache annehmen mußte."

Sehr häufig erzählen die Geschichtsschreiber der nächsten Jahrhunderte von Raub- und Fehdezügen, welche noch ununterworfene Dakerstämme gegen das römische Gebiet richteten: das werden die Nachkommen derjenigen sein, die sich nach dem Falle von Sarmizegetusa und dem Selbstmorde des unglücklichen Königs vor der römischen Übermacht in das wilde nördliche Gebirgsland zurückgezogen hatten; unter ihnen vornehmlich der starke, kriegslustige Stamm der Karper.

Ganz ebenso gewiß aber ist, daß die Römer andere Teile des Dakervolks für sich zu gewinnen wußten und durch milde, schonende Behandlung von ihren unversöhnbaren Verwandten trennten. Die ruhigen, glücklichen Zeiten, welche durch mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Eroberung Dakiens das wirtschaftliche Gedeihen der Länder an der unteren Donau begünstigten, werden geholfen

haben, diese dakischen Elemente zur Annahme der römischen Kultur zu bewegen, und die lateinische Sprache griff unter ihnen wohl ebenso rasch um sich wie einst in Pannonien, wo nach einer oben citirten Notiz des Vellejus Paterculus schon zwei Decennien etwa nach der Besitzergreifung durch die Römer die Kenntnis des Lateinischen in Wort und Schrift eine sehr ausgebreitete war.

Der wichtige Bergwerksbetrieb — hauptsächlich auf Gold und Salz —, der rege Handelsverkehr mit all' den barbarischen, nach den Erzeugnissen der römisch-hellenischen Kulturwelt lüsternen Stämmen, die in weitem Halbrund die Provinz Dacia umgaben, die Notwendigkeit, all' die Bedürfnisse zu befriedigen, welche die von Trajans Nachfolgern so erheblich verstärkte Besatzung empfand, weckte die Trümmer der alten dakischen Städte bald zu neuem Leben; besonders der Südwesten des Landes war gut angebaut, hier erhoben sich Orte wie die Hauptstadt Sarmizegetusa und das militärische Hauptquartier Apulum zu fast italischem Aussehen und Glanz: wir verweisen für das Detail auf die interessante und zuverlässige Darstellung Jungs[1]).

Ganz im Gegensatz zu unserer Auffassung behauptet Roesler: „Wir haben Grund anzunehmen, daß das unterworfene dacische Element sich von der Berührung mit der römischen Cultur fernhielt und seinen Groll gegen Rom fortnährte"[2]). Wir wüßten nicht, wo dieser Grund liegen sollte, wenn nicht in dem Bestreben Roeslers, die Romanisirung der Provinz Dacia, im Interesse seiner Wanderungshypothese, als absolut mißlungen hinzustellen; wir citiren dagegen die Worte Jungs: „Die Zeiten der Freiheit hatten die Kinder der dakischen Männer, die einst das Schwert Traians gefressen hatte, nicht mehr gesehen, sie waren bereits aufgewachsen der Unterthänigkeit gewohnt und dienten mit Lust im Heere ihres Besiegers, der ihnen Orden und Titel und Invalidenversorgung reichlich gewährte: zu den Auxiliartruppen haben die Daker ein besonders starkes Contingent gestellt. Und der Sieger war auch sonst gnädig gegen die Unterthanen, die sich botmäßig erwiesen:

---

[1]) Jung, p. 93—102.

[2]) Roesler, Romänische Studien, p. 45.

„berechtigte Eigentümlichkeiten" wurden ihnen belassen, wenn sie weiter nichts zu bedeuten hatten. Der fliegende Drache, den die Bilder der Traianssäule uns kennen lehren, blieb nach wie vor das Feldzeichen der Daker, das nationale Krummschwert die Waffe ihrer Alen und Cohorten; durch den ganzen ‚Orbis Romanus' zerstreut, sogar auf stadtrömischen Inschriften, begegnen uns dacische Namen und die Bezeichnung ‚natione Dacus'; mehr als ein Decebalus findet sich darunter."

Wenn wir den Zustand der Dinge an der unteren Donau, am rechten und linken Ufer, wie er sich zu Anfang des 3. Jahrhunderts gestaltet hatte, mit ein paar Worten zusammenfassen wollen, dürfen wir sagen: Die wirkliche, intensive römische Kultur ist in dem Maße, wie wir sie in Gallien zu dieser Zeit finden, nicht in die Länder der nördlichen Balkanhalbinsel und des früheren dakischen Reiches einzudringen im stande gewesen — in jene nicht, weil die übermächtige Konkurrenz des von den Römern begünstigten Griechentums die besten Teile der Halbinsel für sich in Anspruch nahm, und weil der mangelhafte Landzusammenhang mit Italien durch das Thal der Donau mit Save und Drau doch nur einen schmalen Faden des italischen Wesens in diese entlegenen Landschaften sickern ließ; in diese nicht, weil es überhaupt nie Roms Absicht war, aus dem Hochlande Siebenbürgens und seinen Glacislanden mehr zu machen als ein aus militärischen und fiskalischen Gründen zu haltendes Vorwerk. Wenn Dakien sich trotzdem so stark romanisirte, wie es die isolirte Lage des nur im Südwesten an romanisirte Gegenden grenzenden Landes irgend gestattete — stärker z. B. als das untere Moesien —, so ist das vor allem dem regen Handelsverkehr, den Bodenschätzen und den schützenden Gebirgswällen Siebenbürgens zuzuschreiben, drei Faktoren, welche dem unteren Moesien, das überdies noch vom Griechentum umklammert ward, entweder gar nicht oder nur in beschränktem Maße zu gute kamen.

3. Kapitel.

Die Sitze der Nordrumänen in der Neuzeit.

Nach dem, was Eingangs dieser Untersuchung bemerkt wurde[1]), wird es nötig sein, einen Blick auf die gegenwärtige Verbreitung des Rumänenvolks, und zwar zunächst der Nordrumänen, zu werfen.

Schon die oberflächliche Betrachtung einer ethnographischen Karte[2]) lehrt, daß die heutigen Sitze der Rumänen fast genau mit der alten Provinz Dacia zusammenfallen, deren ungefähre Grenzen die Flüsse Theiß, Dnjestr und Donau bildeten. Das ist überraschend deshalb, weil es feststeht, daß die Römer von jenem weiten Gebiet kaum jemals mehr als den Süden und den Westen in wirklichen Besitz genommen hatten; ja, sehen wir etwas genauer zu, so gewahren wir, daß an ein paar Punkten das Rumänentum die Grenzen des alten Dakiens noch überschritten hat — wie reimt sich das mit der Thatsache, daß (s. unten) um die Mitte des 3. Jahrhunderts alles, was von den romanischen Elementen der Provinz sich noch gegen den Ansturm der Barbaren zu behaupten vermocht hatte, auf das Hochland von Siebenbürgen sich zusammengedrängt hatte, wie Schafe vor dem Angriff von Wölfen in ihre bergende Hürde?

Die einfachste Erklärung wäre doch wohl die, daß in dieser Hürde die Romanen abgewartet hätten, bis der Sturm der Völkerwanderung sich gelegt, bis es gefahrlos geworden, die schützenden

[1]) Einleitung p. 6 7.

[2]) etwa Gerlands „Europa um 1880".

Gebirgsmauern zu verlassen und abermals die alten Sitze an deren Fuße einzunehmen; und allmählich hätte das Wachstum ihrer Volksmenge sie veranlaßt, auch in die Nachbargebiete einzuwandern — Für jeden, der die dunklen Zeiten vom 3. bis ins 13. Jahrhundert überspringt und sich auf die Kritik und Deutung der wenigen dürftigen Nachrichten über den Verbleib der Karpato-Romanen während dieser langen Frist einstweilen noch nicht einläßt, sonst aber ungetrübten Urteils ist, muß die Abstammung der heutigen Nordrumänen von den einstigen romanischen und romanisirten Bewohnern der Provinz Dacia etwas ebenso Selbstverständliches sein wie die Abstammung der heutigen Franzosen von den romanisirten Galliern. Die Thatsache, daß die Nordrumänen heute gerade dort hausen, wo seit Trajan eine romanisirte Bevölkerung entstanden war, spricht so laut und überzeugend für die Kontinuität derselben, für die direkte Verwandtschaft beider, daß wir Allen, die hierüber abweichender Meinung sind, die bestimmtesten, einwandsloseſten Beweise abverlangen dürfen.

An die Entkräftung der letzteren werden wir später gehen; hier bekennen wir uns einfach zu der, wie wir hoffen, natürlichsten Ansicht, daß der Stammbaum der Nordrumänen auf die dakischen Romanen zurückführt, und daß diese das Centralland der Provinz Dacia nie ganz geräumt haben.

Rings um dieses Centralland, das heutige Siebenbürgen, finden wir in elliptischer, fast streng kreisförmiger Erstreckung die Sitze der Rumänen, ein weitgedehntes, zusammenhängendes, für die Betrachtung im großen fast ungemischtes Sprachgebiet — Durchbrochen wird dieses letztere nur durch zwei ethnographisch heterogene Enklaven, die Wohnstätten der Szekler und der siebenbürger Sachsen, die recht eigentlich im Herzen des rumänischen Landes liegen: Es sind zwei Inseln in einem unruhigen Meer, die Brandung droht sie zu unterwaschen und zu zertrümmern; wenn die Expansionskraft des Rumänentums ungehemmt fortwächst, wird einst das siebenbürgische Hochland wieder das sein, was es vor mehr als einem Jahrtausend war, ein ungemischt romanisches Land.

Eigentümlich genug ist der Verlauf der Westgrenze des rumänischen Sprachgebiets. An ihr berührt dieses sich unmittelbar mit

den Hauptsitzen der Magyaren, des harten Herrenvolkes, dessen wuchtiger Faust alle Völker zwischen Donau und Karpaten sich haben fügen müssen.

Die nomadisirenden magyarischen Steppenreiter hatten ursprünglich an den weiten pannonischen Ebenen, die ihren Rossen reichliche Weide und den herrlichsten Tummelplatz boten, genug und überließen das Hügel- und Waldgebiet gern den ackerbauenden Slawen, die ihnen unterthan waren; vollends die Schafweiden auf dem Kamm der Gebirge machten sie den rumänischen Nutznießern, diesen geborenen Hirten, niemals streitig.

Allmählich aber, mit dem Eindringen westlicher Kultur und der Gewinnung des Volks für das Christentum, vollzog sich der Umschwung, der Übergang zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau. Und da besiedelten auch die Magyaren die für Getreidebau sich eignenden Strecken, soweit sie noch frei waren: bis an den Fuß der östlichen Berge rückte der magyarische Bauer vor, ja, bis in den Hintergrund der in die Ebenen ausmündenden Thäler, und hier begegnete er dem Rumänen, der in umgekehrter Richtung, von seinen Bergen abwärts drängend, ethnographisch erobernd vordrang.

Das Resultat ist, daß jetzt beide Sprachgebiete, das magyarische und das rumänische, mit spitzauslaufenden Zacken ineinander greifen wie Zahnräder einer Maschine.

Zusammenhängend bewohnen bekanntlich die Magyaren nur zwei Gebiete ihres weiten Reichs: die ungarischen Tiefebenen und die Südostecke Siebenbürgens, das sog. Szeklerland, von den Quellen des Alt, Maros, der Kokelflüsse bis zum Tömös- und Oitoz-Paß. Und zwar ist dies letztere Gebiet nur eine Kolonie des ersteren, hierher, an die große Eckbastei des Reiches, zum Schutz und zur Grenzwehr verpflanzt.

Zwischen die Magyaren nun an der Theiß und die in den fünf Stühlen der Szekler schieben sich in weitem Halbkreise die Rumänen ein, Kleinbauern und Hirten; auf dem offenen Lande und in den Bergen bilden sie die große Masse der Bevölkerung.

Nur die grundbesitzende Aristokratie ist hier, wie fast durch das ganze Reich, eine magyarische oder magyarisirte; und mehr noch als diese fällt numerisch ins Gewicht die vornehmlich in

neueſter Zeit überall zunehmende magyariſche Stadtbevölkerung. Kaum ein größeres Dorf, ein Marktflecken oder gar eine Stadt in ganz Siebenbürgen, wo ſchlechthin nur Rumänen oder nur Sachſen wohnen; vielfach machen die Magyaren in den bedeutenderen Ortſchaften eine anſehnliche Minorität aus, bis 40% und darüber, in manchen ſogar erringen ſie die Majorität. Selbſt für Kronſtadt, Hermannſtadt und Biſtritz iſt vielleicht der Tag nicht fern, wo zwei Drittel der Bevölkerung dem magyariſchen Stamm angehören werden[1]).

Allein abgeſehen von dieſen mehr oder weniger in der Luft ſchwebenden magyariſchen Elementen im rumäniſchen Nord- und Weſt-Siebenbürgen, den Grundherren und der Stadtbevölkerung, finden wir einen ziemlich breiten Gürtel von Enklaven, Dörfern und Weilern, mit ganz oder überwiegend magyariſcher bäuerlicher Bewohnerſchaft, eingeſprengt in die dichte Maſſe der Rumänen. Dieſer Gürtel zieht ſich von Nordweſten nach Südoſten bis ins Herz von Siebenbürgen hinein und dient den ſonſt iſolirten Szekler Stühlen gewiſſermaßen als Brücke nach dem magyariſchen Hauptlande.

Die Enklaven folgen im großen und ganzen den Thälern des Szamos, der Kraszna, Berettyo und des Schnellen Körös aufwärts bis hinüber ins Flußgebiet des Maros — gewiß nicht zufällig zuſammenfallend mit dem Wege, den heutzutage die Eiſenbahn benützt, um von Groß-Wardein her über Klauſenburg ſich den Eingang ins Hochland zu erzwingen, ſowie mit der zweiten Heerſtraße, die vom unteren Szamos über Szatmar-Nemeti, Dees, Sächſiſch Regen nach Maros-Vaſarhely führt: nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Enklaven die Fußſtapfen ſind, welche die Szekler auf ihrem Zuge nach Siebenbürgen hinterlaſſen haben.

---

[1]) Daraus folgt noch keineswegs das Vorhandenſein eines magyariſchen wirklichen Mittelſtandes, eines producirenden, gewerbfleißigen Bürgertums — dieſes iſt nach wie vor in allen Ländern der Stephanskrone faſt ausſchließlich deutſch —, die Magyariſirung der Städte iſt das Reſultat der Nationalitätspolitik der chauviniſtiſchen Machthaber in Budapeſt, der alleinigen Verwendung ſtockmagyariſcher Funktionäre für die höchſten wie für die niedrigſten Ämter; dieſe ziehen ihre magyariſchen Dienſtboten nach ſich, und wo das jüdiſche oder armeniſche Element vertreten iſt, verſtärkt es das magyariſche Lager durch ſchleunigſten Übertritt.

Denn bei der früher so gern geglaubten Fabel vom hunnischen Ursprung der Szekler brauchen wir uns heute nicht mehr aufzuhalten: „Dieses Märchen widerlegen am treffendsten die Székler selbst und zwar durch ihre Sprache, den untrüglichsten Beweis. Die Sprache der Székler ist vollkommen dieselbe wie die der Magyaren; sie hat also mit der magyarischen Sprache die genetische, die türkische und slavische Sprachentwickelung durchgemacht und ist deshalb von der magyarischen in gar nichts verschieden. Darin liegt der deutlichste Beweis, daß die Székler sich bereits nach der vollständigen historischen Ausgestaltung der magyarischen Sprache aus dem heutigen Ungarn an dessen östliche Grenze angesiedelt haben. Denn wären die Székler wirklich directe Nachkommen der Hunnen, so würde ihre Sprache (selbst zugestanden den identischen Ursprung von Hunnen und Magyaren) sich dennoch unbedingt von der magyarischen in allen jenen Ausdrücken und Bezeichnungen unterscheiden, welche diese dem türkischen und slavischen Einflusse verdankt“ [1]).

Die allerdings heute nicht mehr in ihrem Detail ganz zuverlässige Karte v. Czörnigs [2]) läßt vortrefflich erkennen, bis zu welchem Grade rumänisches und magyarisches Volkstum, besonders in den Grenzdistrikten Siebenbürgens und Ungarns, durch- und ineinander gearbeitet sind. Der von Südost nach Nordwest streichende Gebirgssporn, welcher die Marmaros im Süden und Westen absperrt, ist bis zum Theißdurchbruch durchaus rumänisch; südlich davon aber das Szamosthal von Szatmar-Nemeti bis Felsö-Banya magyarisch. Wiederum das Bükk-Gebirge ist rumänisch, ebenso das Meßes- und Rez-Gebirge, ja sogar ins Tiefland hinein zieht sich ein schmaler Streif von rumänischen Ortschaften bis nach Nagy-Karoly und Peneszlek, während andrerseits das magyarische Volkstum einen langen Sporn nordostwärts entsendet bis nach Akos und Erdöd und sich außerdem in jenen oben besprochenen Enklaven mitten unter den Rumänen behauptet.

Von Groß-Wardein verläuft die Sprachgrenze über Gyula

---

[1]) Hunfalvy, Ethnographie, p. 201.

[2]) Ethnographische Karte der Österreichischen Monarchie, Wien 1856.

nach Alt-Arad, in dem Sinne, daß immer die Ausläufer der siebenbürgischen Berge und meist noch ein Stück des Tieflandes davor den Rumänen, die Weitungen der unteren Flußthäler dagegen den Magyaren gehören. Im Banat ist die Mischung am buntesten, da hier noch Deutsche sowie Serben und Splitter anderer Slawenstämme hinzukommen; bereits vor den Thoren Szegedins findet man rumänische Dörfer, und weiter südlich, bei Groß-Becskerek und Titel, erreichen die äußersten rumänischen Ausläufer sogar die Theiß. Die Südwestgrenze der kompakteren Sitze der Rumänen fällt mit der Linie Arad-Temesvar-Weißkirchen-Neu Moldowa zusammen.

In der Marmaros grenzen die Rumänen mit den Rutenen, ebenso in der Bukowina, wo die Sprachgrenze über Czernowitz nördlich bis an den Dnjestr verläuft und dann in südöstlicher Richtung dem Laufe dieses Stromes im allgemeinen folgt, nur daß doch zwischen letzterem, dem Prut und dem nördlichsten Mündungsarme der Donau ganz beträchtliche Enklaven russischer, bulgarischer und deutscher Nationalität die Gleichmäßigkeit des ethnographischen Bildes erheblich stören. Dagegen hat weiter westlich, im Thalwege des Seret, das rumänische Volkstum die früher nicht unbedeutenden Szekler-Kolonien schon nahezu assimilirt.

Von ihrer Mündung bis ans Eiserne Thor und darüber hinaus bis Neu-Moldowa bildet die Donau die Südgrenze; dieselbe ist aber seit geraumer Zeit kein wirksames Hemmnis mehr für das aggressive rumänische Volkstum; an zwei Punkten besonders hat es die Donau überschritten und breitet sich rüstig aus: in der Dobrudscha auf Kosten der Nogaier und Bulgaren, im Timokgebiet auf Kosten der Serben. Und schon ist auf der ganzen langen Uferstrecke von Silistria bis Widin auch die bulgarische Bevölkerung der rumänischen Sprache kundig: es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich hier die langsame Rückeroberung des alten Moesiens für das Romanentum vorbereitet, wenn es den zunächst bedrohten Bulgaren nicht durch energische Gegenmaßregeln gelingt, den geheimnisvollen Zug, der sie zum Aufgehen in das rumänische Volkstum lockt, unwirksam zu machen. Man kann wohl sagen, daß auf seiner ganzen Peripherie das Rumänentum im Vordringen begriffen ist; fast überall in der Diaspora schwillt die Zahl der (Nord)Rumänen

rasch an, mehr durch Assimilation fremder Volksangehöriger, zumal slawischer, als durch eigne starke Vermehrung, so daß Kanitz recht hat, wenn er von der „Gier, mit der die Rumänen slavisches Blut auffaugen," spricht. „Noch am Anfang des XVIII. Jahrhunderts," sagt Slavici[1]), „war die ganze Gegend bei Arad, zwischen der Maros, dem Körös und dem Promontor, dann der mittlere Theil des (auch serbisch genannten) Banats von Serben bewohnt, und heute findet man daselbst nur noch einige slavische Gebräuche und Namen, speciell auch Familien-Namen, als Spuren dieser einst ziemlich großen serbischen Bevölkerung vor. Und nicht bloß in Ungarn und im Banat, sondern auch in Serbien selbst werden die Serben von den Rumänen leicht überschichtet und entnationalisirt."

Die Zahl der im Königreich Serbien wohnenden Rumänen wird heute bereits zu reichlich 150000 Seelen angegeben, und zwar sind darunter nicht Zinzaren, Südrumänen, von denen es nur ganz geringe Splitter im eigentlichen Serbien giebt, sondern Dakorumänen, „Einwanderer jüngster Zeit aus den norddonauischen Ländern"[2]), zu verstehen.

Wie urkundlich nachzuweisen (s. unten), hat die Moldau ihre rumänische Bevölkerung oder wenigstens eine bedeutende Verstärkung derselben aus der Marmaros erhalten; nach altrumänischer Tradition wird auch die Besiedelung der Walachei auf Einwanderung rumänischer Elemente von Norden, von Siebenbürgen her, zurückgeführt; freilich fehlt hierfür der streng quellenmäßige Nachweis, aber wir finden andrerseits auch nichts, was gegen einen Wahrheitskern in dieser mit großer Bestimmtheit auftretenden Überlieferung spräche.

Es ist unmöglich, sich gegen die Thatsache eines von alter bis in die jüngste Zeit stattfindenden Überquellens des rumänischen Volkstums über die Randgebirge Siebenbürgens in die äußeren Tiefländer zu verschließen. Bewegungen umgekehrter Richtung

---

[1]) Slavici, Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen ꝛc., p. 54.
[2]) Roesler, Romänische Studien, p. 100.

kommen entweder gar nicht oder so vereinzelt und schwächlich vor, daß sie hier unberücksichtigt gelassen werden können [1]).

Wo nicht künstlich, durch Saugen und Druck, das Wasser beeinflußt wird, fließt es bergab, nicht bergauf: die Berginsel Siebenbürgen mit ihren radial verlaufenden Flußthälern und Paßstraßen fordert so zur Auswanderung, zum Abschieben der überschüssigen Volkskraft auf, daß nicht nur das numerisch am stärksten daselbst auftretende Element, das rumänische, sondern auch die weit schwächeren Sachsen und Magyaren, obwohl sie nur mit Mühe in Siebenbürgen selbst ihr Terrain behaupten, doch gleichsam unwillkürlich in diese allgemeine Bewegung mit hineingezogen werden [2]).

---

[1]) Jung, p. 248, 249: „Mit der Roeslerschen Theorie, wonach das ganze Volk der Walachen in seine Wohnsitze nördlich der Donau erst 1186 gelangt sei, ist nicht zu verwechseln die bekannte Thatsache, daß zwischen Siebenbürgen, der Moldau-Walachei und den süddanubischen Gegenden wirklich zu wiederholtenmalen ein Bevölkerungswechsel eingetreten ist. „Es erhielt die romanische Bevölkerung des Banats und Siebenbürgens noch zu verschiedenen Zeiten durch Einwanderung aus den Donauländern einen Zuwachs, sowie die Romanen der siebenbürgisch-ungarischen Grenzgebirge erst seit dem Karlowitzer Frieden sich wieder gegen das Tiefland ausbreiteten" (Czörnig, Österr. Ethnographie I, 65) .... Es heißt darin (nämlich in dieser Ethnographie): „Die Romanen waren seit Jahrhunderten größtentheils als Hirten und Dienstleute, theilweise auch als Handelsleute und Hausirer an ein wanderndes Leben gewöhnt; bei Bedrückungen oder Kriegen in der türkischen Moldau und Walachei begaben sie sich gern auf ungarischen Boden. Nach der Vertreibung der Türken aus den östlichen Comitaten wanderten mehrere romanische Abtheilungen aus der Walachei und aus Siebenbürgen daselbst ein, besonders in die mittlere Szolnoker, Biharer und Arader Gespannschaft, oder zogen sich von den bergigen Höhen dieser Gegend herab in die verheerten Ortschaften der Ebene." Ein Vorgang, der sich öfter wiederholte, wie er denn seit alten Zeiten herkömmlich war, ohne daß deshalb von einer Einwanderung im Sinne Roeslers die Rede sein kann. Es kamen auch derlei Auswanderungen vor von Siebenbürgen nach Ungarn, aus Ungarn in die Türkei: die österreichische Regierung ergriff in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ernstliche Maaßregeln, „um das Ausreißen der Walachen aus der Marmaros nach der Moldau zu verhüten ...." Die ethnographische Configuration jener Gegenden wurde dadurch wol im Einzelnen, aber nicht im Großen und Ganzen verändert. Das Studium der Geschichte der Colonisation im vorigen Jahrhundert aber bietet mannigfache Belehrung über alle einschlägigen Verhältnisse."

[2]) S. Anhang zu diesem Kapitel.

Nach allen Himmelsgegenden hat in neuerer Zeit das Nordrumänentum durch dieses Überquellen an Ausdehnung gewonnen -- nur nicht nach Norden: hier, wo es hauptsächlich mit den ruteniſchen Stämmen zuſammentrifft, hat es ſeine im Mittelalter gemachten Eroberungen wieder eingebüßt, höchſtens in der Bukowina bringt es neuerdings vor.

Noch heute laſſen mehr oder minder deutliche Spuren erkennen, daß von Mähren bis Oſtgalizien es Niederlaſſungen romaniſcher Wlachen gegeben hat: „Den ſüdöſtlichen gebirgigen Teil Mährens bewohnt ein Volk, das den Namen Walachen, valaši, sg. valach, führt. Man hält dieſe Walachen gemeiniglich für reine Slaven und meint, den Namen „Walachen" hätten ſie von ihrer Hauptbeſchäftigung, der Viehzucht, erhalten. Daß dieſe Anſicht unrichtig iſt, zeigt der Umſtand, daß der Name „Walache" nicht überall, ſondern nur dort einen Hirten bedeutet, wo ſich Rumunen der Viehzucht widmen; gegen dieſe Anſicht ſpricht ferner die Thatſache, daß die Sprache der Bewohner der mähriſchen Walachei eine nicht geringe Anzahl von Worten enthält, welche, faſt ausſchließlich dem Hirtenleben eigen, unzweifelhaft rumuniſchen Urſprungs ſind .... Die Frage, ob dieſe Walachen Nachkommen einer rein rumuniſchen oder einer aus Rumunen und Slaven gemiſchten Bevölkerung ſind, wird ſich nicht entſcheiden laſſen: die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für die letztere Anſicht" [1]).

In Bezug auf die Urheimat der mähriſchen Wlachen meint der berühmte Sprachgelehrte, deſſen Autorität wir hier folgen, daß ſie „aus dem Lande am nördlichen Ufer der unteren Donau, aus jenem Lande eingewandert ſind, wo das rumuniſche Volk am compacteſten angeſiedelt iſt: dafür ſpricht der Zuſammenhang der mähriſchen Walachen mit den Rumunen, die ehedem auf kleinruſſiſchem und auf polniſchem Boden angeſiedelt waren .... Dieſer Zuſammenhang zeigt den Weg, den die Rumunen auf ihrer Wanderung nach dem Nordweſten nahmen: es iſt wahrſcheinlich jener uralte Weg, auf dem in ſpäterer Zeit das Vieh von den Gränzen

[1]) Miklosich, Wanderungen der Rumunen in den dalmatiniſchen Alpen und den Karpaten, p. 6, 7.

der Walachei über den Gebirgszug der Karpaten nach Mähren und Schlesien getrieben wurde .... Die rumunische Ansiedelung in Ostgalizien fällt in eine sehr frühe Zeit, und wahrscheinlich haben bald darauf die Züge der Rumunen in die von Polen und von Čechen bewohnten Länder ihren Anfang genommen."

Miklosich findet in der kleinrussischen Sprache eine Menge von Worten, die nur aus dem Rumänischen zu erklären sind, ebenso sehr zahlreiche rumänische Orts-, Berg- und Flußnamen mitten in rutenischen Gegenden. Sein „Verzeichniß der Ortschaften in Galizien, die durch Ansiedlung von Rumunen entstanden sind," enthält nicht weniger als 157 Nummern. Und zwar sind die Rumänen im heutigen Galizien quellenmäßig seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar; wir werden weiter unten zeigen, daß schon im 12. Jahrhundert höchst wahrscheinlich Wlachen an den Grenzen von Halitsch hausten.

Als Urheimat der galizischen Rumänen muß die Moldau, dann auch das angrenzende Ungarn, beziehungsweise Siebenbürgen angenommen werden.

Ein Seitenstück zu den slawisirten mährischen Walachen haben wir in den Huculen der galizischen und bukowinaer Karpaten; daß dieser Hirtenstamm mit der einstigen walachischen Kolonisation in Galizien zusammenhängt, dafür „spricht vor Allem schon der Name der Huculen, der einen durch und durch walachischen Klang hat, wie nicht minder die Thatsache, daß auch die übrigen Benennungen, die die Huculen ihren Bergen, Wäldern, Bächen u. s. w. geben, in den meisten Fällen auf walachische Abstammung zurückweisen;" ebenso die Namen ihrer in Galizien liegenden Dörfer, die Art ihrer Kleidung, ihre Vorliebe „für Vieh- und Schafzucht, dann die Art und Weise, wie sie ihren Käse zubereiten, und ganz speciell noch eine lange Reihe von Ausdrücken ...., mittelst deren die Huculen die auf Vieh- und Schafzucht, sowie die auf Zubereitung des Käses bezüglichen Gegenstände zu bezeichnen pflegen."

Gleich den Vorfahren der mährischen Walachen müssen daher auch die der Huculen von rumänischem Stamme gewesen sein, die ihre Urheimat in Siebenbürgen und Ungarn hatten.

Von all' den Ansiedelungen, welche das expansionslustige

Rumänenvolk vom 12. bis 16. Jahrhundert in Galizien durch seine Krieger, politischen Flüchtlinge, Kaufleute, besonders aber durch seine Bauern und Hirten gegründet hat, ist heute nichts weiter übrig als die Namen, durch die sie einst als „walachische" gekennzeichnet wurden; weil die rumänischen Kolonien in Galizien „nicht auf einmal entstanden und auch nicht überall ein unter sich zusammenhängendes Territorium bildeten," konnten sie ihr nationales Wesen auf die Länge nicht behaupten, sondern verschwanden unter der Masse ihrer ruteniſchen Nachbarn[1]).

Wird es ungerechtfertigt erscheinen, wenn wir nunmehr, auf obiges gestützt, behaupten: Die Randgebirge des siebenbürgischen Hochlandes waren während der Völkerwanderung die Zufluchtsstätte der bedrängten Romanen und wurden später die Wiege des aus den Romanen und den neuhinzugekommenen Slawen gemischten „rumänischen" Stammes; von hier aus hat sich der letztere verbreitet, nach außen in die Glacislandschaften der heimatlichen Gebirgsveste, nach innen über die Thalkessel und Waldhügel Siebenbürgens; die Knechtung und teilweise Verdrängung der Rumänen durch die drei privilegirten „Nationen": Magyaren, Szekler und Sachsen, hat diesen Prozeß nur verlangsamen, nicht gänzlich aufheben können!

Für diese unsere Auffassung spricht die gegenwärtige räumliche Verteilung des Rumänenvolks über und rings um das siebenbürgische Hochland deutlicher und überzeugender, als es Urkund und Schrifttum können — Wie der Eismantel des vergletscherten Hochgebirges abwärts gleitet, indem er die vorhandenen Thalwege benützt, wie seine Eisströme je nach Gestaltung der letzteren sich verengen und stauen und dann wieder in die Breite sich dehnen, bis ihre Stirnen tief in die Weitungen der Thäler vorgestoßen werden, so auch breiten sich seit Menschengedenken, radial vom centralen Hochlande her, die Scharen rumänischer Zunge abwärts über die Nachbargebiete aus, immer den Thälern ihrer heimischen Flüsse folgend.

Gegen Osten, Süden und Westen sind dergestalt die größere Hälfte der Bukowina, die heutige Moldau, fast ganz Bessarabien,

---

[1]) Miklosich, Wanderungen, p. 7—50.

ebenſo die Walachei, alſo im weſentlichen die Thäler des Prut, des Seret mit Biſtritza und Buzeu, der Jalomitza, des Argeſch, des Alt und des Schil, ferner der größte Teil Ungarns öſtlich der Theiß rumäniſirt worden.

Daß aber die Völkerwoge nicht etwa den umgekehrten Weg genommen hat, beweiſt uns die Thatſache, daß, je näher dem centralen Hochlande, deſto reiner und ungemiſchter das Rumänentum ſich darſtellt — in der Moldau beinahe bis zur völligen Überwältigung der einſt zahlreichen Szekler und Rutenen; je näher jedoch der Peripherie, deſto ſchwächer und zerſplitterter: Beſſarabien zwiſchen Prut und Dnjeſtr beherbergt noch heute wirr durcheinander wohnende Rumänen und Deutſche, Ruſſen und Bulgaren[1]); ganz ähnlich iſt's gegen Weſten im Banat.

[1]) Nichts freilich, auch der ſtärkſte behördliche Druck nicht, wird imſtande ſein, die endliche Aufſaugung jener Volkselemente durch das von Weſten her drängende Rumänentum zu verhindern; das von der ruſſiſchen Regierung bisher beliebte Syſtem: Anſiedelung der beſſarabiſchen Rumänen jenſeits des Dnjeſtr und Bug, kann höchſtens den Erfolg haben, der weiteren Ausdehnung des rumäniſchen Sprachgebiets nach Oſten freie Bahn zu machen.

Anhang zu Kapitel 3.

Ansiedlungen siebenbürgischer Einwanderer in der Walachei.

Das Studium der rumänischen Ortsnamen, so erschwert es ist durch den großen Mangel an Hülfsquellen und Vorarbeiten, giebt über die Auswanderung aus Siebenbürgen immerhin einigen Aufschluß. Nachstehende Liste zählt diejenigen Ortschaften der Walachei auf, aus deren Namen ersichtlich ist, daß sie von ungarländischen Rumänen, wenn nicht begründet, so doch besiedelt wurden. Einige Ortsnamen weisen auch auf magyarische Einwanderung von jenseits der Berge hin: man muß wohl unterscheiden zwischen denjenigen Ortschaften, die durch beigefügtes = Ungureni als Wohnplätze ungarländischer Rumänen (sg. Ungurean, pl. Ungureni) gekennzeichnet werden, und denjenigen, welche, wie (s. unten) Ungureŭ, Ungurel, mehr den eigentlichen Magyaren ihren Ursprung zu verdanken scheinen.

Ferner giebt es eine Unzahl von Ortsnamen, welche auf magyarische Wurzeln zurückgehen. Da aber die heutige rumänische Sprache etwa ein Zehntel ihres Wortschatzes der magyarischen entlehnt hat[1]), läßt es sich in der Regel nicht nachweisen, daß der betreffende Ort seinen Namen nur von magyarischen Einwanderern,

[1]) Cihac II, Préface, p. XII: „Excepté quelques suffixes (aș, éiu etc.), employés assez fréquemment aussi dans des mots non magyars, l'élément magyar n'a fait qu'augmenter le vocabulaire roumain d'un dixième environ.“

nicht auch von den einheimischen Rumänen bekommen konnte. Deshalb beschränkten wir uns auf solche Ortsnamen, die auf ein im Rumänischen fehlendes magyarisches Wort, wie farcas, almás, zurückzuführen sind und nur von eingewanderten Magyaren, resp. von ungarländischen Rumänen, welche in ihrer Heimat unter magyarischem Einfluß gestanden haben, herrühren können.

Unsere Aufzählung, im allgemeinen von Westen nach Osten fortschreitend, folgt den einzelnen Flußgebieten jedesmal von Norden nach Süden.

I. Flußgebiet des Iiŭ (Schil).

Motru-Thal: Văgiulești = Ungurenĭ.

Jiŭ-Thal: Fărcășăștĭ [1]), Almajel [2]), Almaj [2]) = Mosnenĭ, Almaj [2]) = Birnic, Almajul [2]) = de jos, = de sus, Secuĭ [3]) = de jos, = de sus. Isolirt im Süden am

Desnaț: Lipov = Ungurenĭ.

Gilort-Thal: Crasna = Ungurenĭ, Ungurel = de jos, Ungurel.

Amaradia-Thal: Farcașul [1]).

II. Flußgebiet des Olt (Alt).

Cerna-Thal: Fărcășăștĭ.[1])

Tezlui-Thal: Ungurenĭ = de jos, = de sus (auch eine Anhöhe Ungurenĭ), Farcaș [1]) = de jos, = de mijloc, = de sus.

Olt-Thal: Babenĭ = Ungurenĭ, Fărcășanĭ [1]).

Topolog-Thal: Ceparĭ = Ungurenĭ, Ciofrângenĭ = Ungurenĭ.

III. Flußgebiet des Arges.

Zwischen Olt und Arges, westlich von Piteștĭ: Ungurenĭ.

Arges-Thal: Căpățênenĭ = Ungurenĭ, Oiestiĭ = Ungurenĭ, Albeștĭ = Ungurenĭ, Valea Jașului [4]), Ulmenĭ = Ungurenĭ (unweit der Olt-Mündung).

---

[1]) Aus dem magyar. farcas Wolf.

[2]) Aus dem magyar. alma Apfel, almás Obstgarten.

[3]) Aus dem magyar. Székely Szekler: Székelység Land der Szekler. cfr. Cihac II, p. 526.

[4]) Aus dem magyar. jasz Jazyge; magyar. Ortsnamen: Jász-Berény, Jász-Lipszky. cfr. Cihac II, p. 508.

Sora- und Argesel-Thal: Berivoiești-Ungurenĭ, Botenĭ-Ungurenĭ.

IV. Vede-Thal:

Ungureŭ. Isolirt zwischen Gratia und Podlogi: Fărcășanca[1]) (auch Udenĭ genannt).

V. Dîmbovița-Thal:

Bădenĭ-Ungurenĭ, Drăgăiești-Ungurenĭ, Lucienĭ-Ungurenĭ, Ungurenĭ (auch Priseaca genannt).

VI. Flußgebiet der Jalomița.

Jalomița-Thal: Săcuenĭ[2]), Ungurenĭ (auch Păscăneanca genannt); südwestlich von Urziceni: Ungurenĭ.

Prahova-Thal: Filipeștĭ-Ungurenĭ, Botoșeanca-Ungurenĭ, Vlădenĭ-Fărcășanului[1]), Gherghița-Ungurenĭ.

Teleajna-Thal: Măneciu-Ungurenĭ, Homoraciu-Ungurenĭ; in einem Nebenthale: Posești-Ungurenĭ.

VII. Flußgebiet des Buzeŭ.

Buzeŭ-Thal: Aninoasa-Ungurenĭ (auch Gura-Aninoasa), Ungureŭ.

Chaussee Ploieștĭ-Buzeŭ: Ungurenĭ (unweit Mizilŭ), Tohăneanca-Ungurenĭ.

Fast alle die Ortschaften, die in obiger Zusammenstellung mit dem Attribut-Ungurenĭ gepaart sind, sind Zwillingsortschaften, d. h. in ihrer Nachbarschaft, meist in unmittelbarer Nähe, liegt ein zweiter Ort desselben Namens, aber mit dem unterscheidenden Beiwort: -Pământeni (= Einheimisch) oder, wie im Moldauer Județ Bacăŭ, Plasa Bistrița-de sus: Mărginenĭ-Ungurĭ und Mărginenĭ-Munteni (Muntenia Walachei, Munten Walache) oder endlich, wie im Județ Mehedinți, Plasa Dumbrava-Motru-de jos: Văgiulești-Ungurenĭ und Văgiulești-Românĭ.

Diese Gegenüberstellung läßt jedesmal mit Sicherheit auf das einstige Vorhandensein einer ungarländischen Kolonie schließen, selbst

---

[1]) S. Seite 51, A. 1.
[2]) S. Seite 51, A. 3.

wenn inzwischen jede Kunde von der Zeit und Ursache ihrer Entstehung und alles Eigentümliche in Tracht und Idiom verschwunden sein sollte.

Woher aber diese Ansiedler kamen, ist klar genug: aus Siebenbürgen — das ergiebt sich aus der Anordnung jener Ortschaften längs den Flußthälern und Karpaten-Straßen der Walachei.

Die siebenbürger Sachsen wanderten vorzugsweise in die Städte der Walachei ein; doch deuten einige Ortsnamen auch auf vereinzelte bäuerlich-sächsische Ansiedlungen hin.

Das Studium der Ortsnamen wird einst, so hoffen wir, das schrittweise Vordrängen der Rumänen von Siebenbürgen in die Flachländer hinein deutlich verfolgen lassen; hier ist der Zukunft ein weites Feld erfolgreicher Forschung vorbehalten.

4. Kapitel.

Die Südrumänen.

Wäre die Entwicklung der Balkanhalbinsel von der römischen Kaiserzeit an durch das Mittelalter eine ungestörte gewesen, so dürften wir erwarten, heute auf einer ethnographischen Karte dieser Gebiete etwa folgenden Sachverhalt dargestellt zu finden: Von einer Nationalität romanischer Zunge lückenlos erfüllt die Landschaft von der Donau südlich bis an den Kamm des Balkans, desgleichen das Königreich Serbien, Bosnien, die Herzegowina und (vielleicht noch) Crnagora; griechische Sprache dagegen herrschend in Thrakien, Makedonien, Thessalien und Epirus, im eigentlichen Griechenland und auf den Inseln. Im Nordosten also würde der Balkan die Grenze zwischen Romanentum und Griechentum bilden — dem stärkeren von beiden aber würden die Landschaften von Sofia, Köstendil und Üsküb zugefallen sein.

Im Westen endlich wären die Rivalen wahrscheinlich durch eine dritte Nationalität auseinander gehalten, nämlich durch die Reste der alten Illyrier, die Schkipetaren, welche, begünstigt durch die Natur ihres Landes, einer wahren Gebirgsfestung, vielleicht in ziemlich demselben Umfang ihre Sitze gegen die Romanen und Griechen behauptet haben würden, wie heutzutage in der That gegen Griechen, Slawen und Osmanen.

Obwohl nun diese Voraussetzung einer ungestörten Entwicklung nicht zutrifft, indem die einst dem Griechentum gehörende Sphäre durch Slawen, Osmanen und eine weit ausgedehnte albanesische

Koloniſation ſtark eingeengt, die nördliche, römiſche, Sphäre aber faſt ganz durch Slawen, in geringerem Maße durch Osmanen und Tataren uſurpirt wurde, ſo dürften wir dennoch vermuten, daß wir gegenwärtig Reſte der alten romaniſchen Bevölkerung, wenn überhaupt, ſo vorzugsweiſe in dieſer nördlichen Sphäre antreffen würden.

Das Gegenteil davon iſt der Fall.

Donaubulgarien, Serbien (Königreich), Bosnien und die Herzegowina haben heute ſo gut wie gar keine (ſüd)rumäniſche Bevölkerung; wir finden die Zinzaren, Kutzowlachen, Makedowlachen und wie man die Südrumänen ſonſt noch nennen mag, vorzugsweiſe in Makedonien, Albanien, Epirus, Theſſalien und ſogar in Griechenland.

Zur Erklärung dieſes befremdenden Faktums iſt man gezwungen, eine Süd- oder Südweſtwanderung der Zinzaren aus ihren alten Sitzen an der Donau anzunehmen; weiter unten werden wir darauf zurückkommen.

An politiſcher Bedeutung ſteht heute der ſüdliche Zweig des Rumänenvolks dem nördlichen weit nach: Wenn überall, wo wir zuerſt über die Wlachen, ſei es auf dem linken, ſei es auf dem rechten Ufer der Donau, geſchichtliche Kunde erhalten, dieſelben uns als ſchweifende oder nur halb anſäſſige Berghirten und Hauſirer entgegentreten[1]), ſo hat die Gunſt der geographiſchen Verhältniſſe

[1]) Miklosich, Wanderungen, p. 4, über die jetzt ausgeſtorbenen adriatiſchen Wlachen: „Die Wlachen waren Viehzüchter, die theils feſte Wohnſitze, Katun, hatten, theils als Wanderhirten mit ihren Pferden, Schafen und Ziegen von Alpe zu Alpe, von Weide zu Weide zogen. Auf dieſen Zug im Volkscharakter der Rumunen iſt ein beſonderes Gewicht zu legen: er erklärt die weite Verbreitung und dadurch die große Bedeutung des rumuniſchen Volkes für die Geſchichte der Gebiete zwiſchen den beiden Meeren und den angränzenden Ländern bis in eine weite Ferne. Mit der Viehzucht war bei den Wlachen die Käſebereitung und der Karavanenhandel verbunden. Der wlachiſche Käſe ſpielte ehedem in der Wirthſchaft der Raguſaner eine ſo maßgebende Rolle, daß er neben gemünztem Metall als Zahlungsmittel verwendet wurde. Der Preis des caseus vlachescus, vlachiscus (brença in einer Urkunde vom Jahre 1357) wurde von der Obrigkeit feſtgeſtellt. Als Beſitzer von Saumthieren brachten die Wlachen nach Raguſa bosniſches Blei und nahmen aus Raguſa und anderen beſtimmten Küſtenſtädten unter anderen Waren vornehmlich Salz mit, das in der Geſchichte dieſer Länder eine große Rolle ſpielt. Nicht ohne Intereſſe iſt eine Stelle in der 1440 verfaßten Beſchreibung der Rolandsſäule

es dem Nordaste ermöglicht, aus diesem kulturfeindlichen, zum mindesten kulturerschwerenden Zustande herauszutreten: Die Nordrumänen sind augenblicklich, oder werden von Tage zu Tage mehr, ein ackerbauendes Volk; die Südrumänen dagegen dürfen kaum noch ein „Volk" genannt werden; ein Jahrtausend ist vergangen, seit die Geschichtsquellen ihrer Erwähnung thun; ihre Zahl scheint seitdem sehr zusammengeschrumpft zu sein; alle Verhältnisse rings um sie sind andere geworden, nur sie selbst blieben, was sie waren, unruhige, wandernde Hirten, umherziehende Händler und Handwerker. Und mag der einzelne Zinzar dem einzelnen Nordrumänen durch manche Charaktereigenschaft, Energie, Fleiß und Betriebsamkeit, überlegen sein, als Ganzes betrachtet gleicht das Südrumänentum dem Samenkorn, das unter die Dornen oder auf den Felsboden fiel — Den nördlichen Brüdern teilte das Geschick den fruchtbaren Weizenboden der einstigen Dakerländer zu, und wenn wir auch heute schon nicht hundertfältige Frucht an ihnen gewahren, so kann eine rasche Entwicklung zum Besseren, besonders in jüngster Zeit, von keinem unparteiischen Beobachter mehr geleugnet werden.

Die Zinzaren begegnen auf der Balkanhalbinsel dem Ethnographen überall und nirgends; deshalb ist es ein heikles Ding, von ihren „Sitzen" zu reden; man würde fehlgehen, wenn man sie nur dort vermutete, wo die ethnographischen Karten ein Fleckchen für sie auszusparen vermögen; in den Städten kann oft nur der kundige Blick die Zinzarenkolonien von dem griechischen Elemente sondern, da der zinzarische Kaufmann, Baumeister und Handwerker auf der Straße und im Geschäftsleben fast stets sich der griechischen Sprache bedient und der eigenen nur innerhalb seiner vier Pfähle; schwieriger noch liegen die Verhältnisse auf dem Lande: wo im Sommer weit und breit auf dem Rücken der Berge und in den Hochthälern die südrumänische Zunge erklingt, ist zur Winterszeit oft kein einziger Zinzar zu finden.

---

vor der Kirche des hl. Blasius in Ragusa von Philippus de Diversis de Quartigianis: „In ea (statua) item est signata mensura brachii communis, quo mensurantur telae, rassiae et res aliae, quae circum illam ab aduenis Moralachis et aliquibus mulieribus venduntur." Farlati 6. 28.

Fast nirgendswo beschäftigen sich die Südrumänen mit Ackerbau, immer ist Viehzucht ihr Hauptgewerbe, und nur die Frauen, welche allein mit den Greisen und Kindern die Dörfer hüten, während die Gesamtheit der rüstigen Männer mit den Herden auf die Berge zur Sommerweide gezogen ist, treiben einige Landwirtschaft. Deshalb hausen auch die Zinzaren nur an solchen Örtlichkeiten, die ihnen gestatten, ihr Lieblingsgewerbe zu betreiben: auf dem Pindus und am Oberlaufe des Aspropotamo, auf den thessalischen, epirotischen, euböischen Bergen, hie und da auch in der Peloponnes, ebenso (von Jahr zu Jahr spärlicher) auf der Rhodope und auf den Abhängen des Balkan, nirgendswo jedoch, nach der für das Hirtengewerbe meist nicht sonderlich günstigen Gestaltung der Gebirge, in so kompakten Massen wie auf dem flachrückigen Pindus. „Auch der Handel führt sie scharenweise in die Fremde; mit dem Erlöse kehren sie später wieder in die Heimat zurück, die sie insgemein sehr lieben. Geistig geweckt, wie sie sich zeigen, sind sie auch nicht ohne Gewerbfleiß. Sie sind Schneider und Schmiede, geschickte Arbeiter in Gold und Silber; wolgelungene Arbeiten, eingelegte Pistolen und Flinten, Becher und Gefäße gehen aus ihren einfachen Werkstätten hervor. Vorzugsweise Stadtbewohner sind sie in Albanien. Sie sind die Baumeister der Halbinsel, welche nicht bloß einfache Aufgaben zu lösen wissen: sie führen Kuppeln und Gewölbe auf. Vor allem endlich lieben sie es, Wirte zu sein, Chane und Karavanseraien zu unterhalten. So findet man sie allerorten im türkischen Europa“ [1]).

Die Frage, ob auch die Ebenen und Thalbecken, auf die der schweigsame Wanderhirt jetzt von der einsamen Höhe seiner Poiană [2]) herabschaut, einst von den Wlachen in breiter Lagerung erfüllt wurden, glauben wir, wenigstens für den Südwesten der Halbinsel, verneinen zu müssen (s. unten); zweifellos fest steht der enge Zusammenhang der Zinzaren von heute mit der Örtlichkeit, in der sie hausen: Niemand konnte die Kammhöhen so ausnutzen wie sie, Niemand machte sie ihnen streitig, und während drunten, am Fuß

[1]) Roesler, p. 108.

[2]) Poiana (ursprüngl. slawisches Wort) = Flachland, d. h. Bergrücken, Bergweide, also Flachland nur im Gegensatz zu den schrofferen Gipfeln.

der Berge, um die Ackerfluren ein jahrhundertelanger Hader voll Greuel, Unterdrückung und Blutvergießen tobte, blieb zumeist der Zinzar droben allein in seiner Stînă (Hürde) — kein Pascha, noch seltener der slawische Haiduk, tastete so leicht ihn und sein Eigentum an; nur wenn er wandernd thalwärts zog, um neue Weideplätze zu suchen, hatte er sich mit der Habsucht des türkischen Gewalthabers durch ein paar Häupter seiner Herde abzufinden.

Die Sprache der Südrumänen scheint von derjenigen der Nordrumänen bloß mundartlich unterschieden zu sein, doch ist sie noch viel zu wenig erforscht, als daß es erlaubt wäre, heute schon aus dieser anscheinend engen Sprachgemeinschaft weittragende Schlüsse für die Abstammung und die Urheimat beider Zweige des Ostromanentums zu ziehen. Für die ethnische Scheidung derselben ist am wichtigsten die Thatsache, daß die slawischen Elemente, welche im Nordrumänischen eine so bedeutende Rolle spielen, im Südrumänischen stark zurücktreten hinter den griechischen. Besonders in neuerer Zeit und unter den städtischen Zinzaren gewinnt das griechische Sprachelement gegenüber dem eigentlich rumänischen eine ungebührliche Vermehrung — sitzen ja die Zinzarenkinder Bank an Bank in der Schule mit den Griechenkindern! Wenn nicht die Frauen so zäh an ihrer Muttersprache festhielten, würden schon längst die Zinzaren dies einzige, jedenfalls wichtigste Erbteil aus der Habe ihrer römischen Väter verloren haben. Aber auch so haben die Südrumänen die längste Zeit gelebt; die Ansässigen von ihnen, zumal in den Städten, versinken reißend schnell unter der griechischen Flut, der sich auch die Südalbanesen nicht entziehen können; und die neuerdings von Bukarest aus begünstigte großrumänische Propaganda wird daran nichts ändern. Der Wanderhirt aber sieht mit Trauer, wie seine Domänen zusammenschrumpfen, wie auf den weiten Bergrevieren von der Dobrudscha bis an die Südspitze von Morea, die er einst ungehindert durchschweifen durfte, sich Grenzwache an Grenzwache, Zollhaus an Zollhaus erhoben hat; langsam wird er zum Übergange vom Halbnomadentum zur Ansässigkeit sich bequemen, und dann wird sein Volkstum verschwinden unter der Masse der bäuerlichen Nachbarn, deren Sprachen der weitreisende Zinzar schon längst verstand, deren Religion auch die seine ist.

Über die Zahl, in welcher die Südrumänen heute noch auftreten, ist Sicheres nicht bekannt: Zählungen giebt es nicht auf der Balkanhalbinsel; Schätzungen, immer unzuverlässig, werden es doppelt, wo es sich handelt um ein so fluktuirendes, schwer greifbares Volkstum, welches in vielen Fällen aus nationalistischen Rücksichten einfach eliminirt oder, je nach dem Parteistandpunkt des Schätzenden, wo möglich ganz und gar bald dieser, bald jener Rasse einverleibt wird. Die angegebenen Zahlen schwanken zwischen 50000 und 1500000; das sind aber Extreme, die von der Wahrheit ungefähr gleich weit entfernt sind.

Spiridion Gopčević[1]), der in Sachen der Südrumänen keiner Parteilichkeit bezichtigt zu werden braucht, schätzt die zinzarische Bevölkerung Altserbiens und Makedoniens auf 100600 Seelen, doch fügt er hinzu: „Von den 100600 Zinzaren sind etwa 83000 gräcisirt (wenn auch nicht entnationalisirt) und machen mit den Griechen gemeinschaftliche Sache."

Wer nun die Sprache für das ethnische Hauptmerkmal ansieht, muß zugeben, daß diejenigen Zinzaren ihrem Stamme verloren sind, welche ganz und gar, auch für ihr Familienleben, die griechische Sprache angenommen haben. Die 17000 Zinzaren, die nach Gopčević sich vom griechischen Einfluß frei gehalten haben, sind jedenfalls die in den abgelegensten Teilen des Landes hausenden Hirten; von den übrigen 83000, die mit dem Griechentum teils eine politische Allianz geschlossen haben, teils schon so in demselben aufgegangen sind, daß wenig mehr als ihre Physis, ihr abweichender äußerer Typus, sie unterscheidet und kenntlich macht, dürfen wir kaum noch die Hälfte für wirkliche Zinzaren rechnen: 50—60000 Südrumänen sind alles, was sich bisher in Altserbien und Makedonien der Entnationalisirung entzogen hat; auch von diesen mögen manche nicht mehr national intakt sein.

Den Pinduswlachen darf man (mit Hertzberg) ungefähr die gleiche Zahl geben; die thessalischen Wlachen beziffern sich gegenwärtig gewiß nicht auf mehr als 15—20000 Seelen; etwa

Városi könyv

[1]) Die ethnographischen Verhältnisse Makedoniens und Altserbiens, Petermanns Mitth. 1889, p. 57 ff.

40000 schweifen in Epirus und Albanien. In Hellas, auf Euboea und in Morea werden nur wenige Tausende gezählt. Sehr zurückgegangen ist ihre Zahl auch in Thrakien und den andern Teilen der Balkanhalbinsel — man darf in Summa über eine Zahl von 200000 Südrumänen nicht hinausgehen.

Daß dies vormals anders war, davon fehlen die Anzeichen nicht: Einerseits giebt es noch heutzutage isolirte Reste einer einst zahlreicheren, ausgedehnteren rumänischen Bevölkerung, wie die istrischen Rumänen, die jetzt, weil vollständig von ihren Volksgenossen getrennt, raschem Untergange geweiht sind, oder es erinnern, wo ein solcher Volksrest bereits ausgestorben resp. entnationalisirt ist, noch Orts- und Stammesnamen und einige wenige ethnische Eigentümlichkeiten der vermutlichen Nachkommen an das einstige Romanentum; andrerseits berichten uns sehr zahlreiche, besonders serbische Urkunden des Mittelalters von dem Vorhandensein rumänischer Hirtenstämme in Gegenden, wo heute auch die geringste Spur derselben verschwunden ist. Mißlich ist nur, daß meist nicht zu entscheiden ist, ob wir es mit süd- oder nordrumänischem Volkstum zu thun haben: der einzige Anhaltspunkt, die Sprache, läßt uns im Stich, weil sie entweder längst schon verklang oder gegenwärtig so korrumpirt und von fremden (slawischen) Bestandteilen überwuchert ist, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, nach ihr die Zugehörigkeit festzustellen; ja, die Sprachforschung hat sich der erst seit kurzem erschlossenen Balkanhalbinsel noch so wenig zugewandt, daß wir über Gemeinsames und Trennendes in der süd- und nordrumänischen Sprache überhaupt äußerst dürftig unterrichtet sind.

Im allgemeinen zwar würde man geneigt und wohl auch berechtigt sein, alle südlich von der Donau- und Sawelinie vorkommenden Wlachen den Südrumänen zuzuzählen, allein (s. oben S. 43, 44) die Rumänen am Timok und am bulgarischen Ufersaum, welche nachweislich von Norden gekommen sind, mahnen doch zur Vorsicht.

So halten wir, mit Diefenbach[1]), aus anscheinend triftigen sprachlichen Gründen dafür, daß auch die istrischen Rumänen keine Süd-, sondern eingewanderte Nordrumänen sind. Über ihre Sitze

[1]) Völkerkunde Osteuropa's I., p. 298.

hören wir Miklosich[1]): „Im östlichen Istrien wohnt nördlich vom See von Čepič an den südlichen und westlichen Abhängen der Učka Gora (Monte Maggiore) in zusammenhängender Masse in den Pfarren Brdo, Sušnjevica, Krbune und Paz, getrennt von diesem Districte, im Dorfe Žejane (Pfarre Muno, südlich von der von Fiume nach Triest führenden Straße), in der Čičerei, ein Volk, welches seine Sprache dem rumänischen Volksstamme zuweist. Gegenwärtig auf eine ziemlich geringe Seelenzahl zusammengeschmolzen — die Angaben schwanken zwischen 3000 und 6000 Seelen, was in dem Umstande seine Erklärung findet, daß die Sprache dieser Rumunen, in das Innere der Familie zurückgedrängt, öffentlich der kroatischen gewichen ist — hat dieses Völkchen ehedem, aller Wahrscheinlichkeit nach von Meer zu Meer, vom Meerbusen von Fiume bis zu dem von Triest gereicht."

Auch auf der Insel Veglia gab es früher Rumänen; heute ist ihre Sprache dort ausgestorben. Gleichfalls auf dem Festlande an der Ostküste des adriatischen Meeres. „Der Name vlah hat im kroat. und im serb. verschiedene Bedeutungen: er bezeichnet serb. den Walachen, d. i. den Rumunen an der unteren Donau, der in manchen Gegenden Karavlah genannt wird; in Bosnien und in der Herzegowina bezeichnet vlah im Munde der Türken und der Katholiken und bei diesen in Österreich außerhalb Dalmatiens den Angehörigen der griechischen Kirche: der Ausdruck vlah schließt in dieser Bedeutung einen gewissen Schimpf ein; in Dalmatien bedeutet vlah bei den Bewohnern der Städte und Märkte und der Inseln den Bewohner des Festlandes ohne Unterschied des Bekenntnisses: diese gebrauchen von sich selbst den Ausdruck vlah, der dem italienischen morlacco gleichbedeutend ist. Von ihnen hat der Canal della Morlacca (o della montagna) seinen Namen. Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, daß die Wlachen ehedem der griechischen Kirche angehörten; damit stimmt überein eine Urkunde aus dem Jahre 1373: „Vlachi schismatici, quorum nonnulli in pascuis et montibus habitant." Farlati 4. 63."

---

[1]) Wanderungen, p. 1—6; slavische Elemente im Rumunischen, p. 55 ff. Vgl. Widermann, die Romanen und ihre Verbreitung in Österreich. Graz 1877.

In eben derſelben Urkunde heißt ein Diſtrikt circa metas Bosnae et Corbaviae Maior Vlachia; eine andere Urkunde (vom J. 1362) beſtimmt, daß die „Morlaken" das Gebiet der Stadt Traù zu meiden haben; ferner gedenkt der Wlachen „eine Urkunde des K. Sigmund vom Jahre 1412 in der Gegend von Sebenico: Fidelibus suis universis et singulis mercatoribus, Wlachis utputa et Croatis cum rebus mercemonialibus in regno nostro Dalmatia procedentibus salutem et gratiam."

Was endlich die Wlachen in Serbien betrifft, ſo verlegt Miklo- ſich deren Ausſterben früheſtens ans Ende des 12. Jahrhunderts. „Man überſetzt vlah gemeiniglich 1. durch romanus und verſteht darunter einen italieniſchen Städter an der dalmatiniſchen Küſte, vor allem einen Raguſaner; 2. durch pecuarius Viehzüchter. Die erſte Bedeutung kömmt dem Worte nur ſelten zu und ſchwindet nach 1250 vollends. Was die Bedeutung pecuarius anbelangt, ſo hat ſich dieſelbe aus der von „romanus" in dem Sinne, in welchem dieſes Wort mit Rumune gleichbedeutend iſt, entwickelt. Die Zeit, wann dies geſchah, wann vlah nicht mehr den Rumunen, ſondern den Viehzüchter bezeichnete, läßt ſich allerdings nicht feſtſtellen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts waren die Wlachen noch rumuniſch, wie aus einer Stelle bei dem Presbyter Diocleas hervorzugehen ſcheint: Latini, qui illo tempore Romani vocabantur, modo vero Moroulahi, hoc est Nigri Latini vocantur .... Damit ſteht in Übereinſtimmung die ſtrenge Scheidung zwiſchen Serben und Wlachen, die nur unter der Vorausſetzung erklärbar iſt, daß der Unterſchied nicht bloß auf den Beruf, etwa darauf gegründet war, daß jene Ackerbau, dieſe hingegen Viehzucht trieben; nur die Annahme einer ethniſchen Verſchiedenheit macht es begreiflich, daß Heiraten von Serben mit Wlachinen von nachtheiligen Rechtsfolgen begleitet waren."

Gerade dieſe Erſchwerung der Miſchehen, durch welche die Rumänen anderwärts am meiſten ihr Volkstum ausbreiteten und ausbreiten, mag ſchuld geweſen ſein, daß die ſerbiſchen Wlachen ſo früh ausſtarben.

Beim jetzigen Stand der Dinge wird ſich ſchwerlich ausmachen

lassen, ob die letzteren Nord- oder Südrumänen waren, ob sie erst nach Beendigung der Völkerwanderung aus dem heutigen Rumänien oder Siebenbürgen in den Westen der Balkanhalbinsel eindrangen, oder ob sie die ältesten Besitzer des Landes waren, Nachkommen der romanisirten, keltisch-illyrischen Bewohner der Provinz Dalmatia, deren Reste von der serbisch-kroatischen Flut in die Berge gedrängt wurden. Unwahrscheinlich wäre die letztere Annahme gerade nicht, aber, wie gesagt, es fehlen alle Anhaltspunkte zur Entscheidung der Frage. Von der Mundart der ausgestorbenen dalmatischen, bosnischen, serbischen Wlachen wissen wir so gut wie nichts, allein wenn auch, das Problem wäre kaum minder schwierig, ist doch bis heute die Sprachwissenschaft nicht einmal dazu imstande, das Verhältnis der südrumänischen zur nordrumänischen Sprache einigermaßen klar zu legen!

Höchstens für die norddanubische Herkunft der istrischen Rumänen scheinen sprachliche Gründe zu sprechen, ohne daß schon jetzt die Diskussion darüber abgeschlossen wäre.

„Aus dem nicht so ganz zweifellosen Umstande, daß das heutige Zinzarische gewissermaßen nur als ein Dialekt des Dako-romunischen anzusehen sei, möchten wir noch nicht die Nothwendigkeit einer Herleitung aus gemeinsamen Wohnsitzen ableiten; auf gleiche Grundlagen des nationalen Lebens einwirkend, mußte die Romanisirung selbst auf räumlich abgesonderten Gebieten unter ähnlichen Umständen ähnliches in Sprache und Volksleben hervorbringen, im Trajanischen Dacien sowohl wie im thrakischen Centrallande“[1]) — Ist dieser Satz Tomascheks (er selbst zieht ihn später wieder zurück) richtig oder nicht? Ist es zur Erklärung ihrer Spracheinheit unumgänglich nötig, alle Nord- und Südrumänen aus ein und derselben Urheimat, habe dieselbe nun südlich oder nördlich der Donau gelegen, abstammen zu lassen? Dürfte hier nicht in der That dem Grundsatz: Gleiche Ursachen, gleiche Wir-

[1]) Tomaschek, Über Brumalia und Rosalia, Sitzungsber. d. philos.-histor. Klasse der K. Akad. d. Wiss. Wien 1868, p. 402.

kungen, eine bescheidene Geltung einzuräumen sein, insofern als wir die Hypothese aufstellen möchten: Die moesischen Romanen sprachen schon vor Aurelian (s. unten) dasselbe Bauernlatein wie ihre dakischen Brüder links der Donau, denn sowohl nach Moesien wie nach Dakien kam das Romanentum auf der gleichen Straße, von Westen her das Donauthal abwärts; sowohl nach Moesien wie nach Dakien zogen, wie wohl anzunehmen ist, hauptsächlich dalmatische und pannonische (romanisirte) Bauern; sowohl in Moesien wie in Dakien beeinflußte das Römertum die gleiche ethnische Basis, denn glaubhaft ist uns überliefert, daß Geten und Daker eine und dieselbe Sprache — höchstens mit mundartlicher Abweichung — redeten; endlich ward durch die Abführung eines großen Teils der römischen Elemente aus Dakien und deren Wiederansiedlung in Moesien unter Kaiser Aurelian (s. unten) die Gleichartigkeit des Romanentums in beiden Ländern sicherlich nur gefördert — Wenn wir also die moesischen Romanen für die Stammväter der heutigen Südrumänen halten, und dazu sind wir ohnehin gezwungen, weil Moesien (besonders das Obere) die dichteste romanische Bevölkerung auf der ganzen Balkanhalbinsel besessen haben muß, darf es uns da Wunder nehmen, daß die Südrumänen heute noch, abgesehen von der größeren Durchtränkung mit griechischen, der geringeren mit slawischen Bestandteilen, eine dem Dakorumänischen im wesentlichen gleiche Sprache reden?

Freilich würde diese Hypothese uns zwingen, eine uns absolut nicht bezeugte Süd- und Südwestwanderung der moesischen Wlachen anzunehmen; wir würden also für das Südrumänentum anscheinend in denselben Fehler fallen, wie Roesler für das Nordrumänentum: aber doch nur anscheinend, denn die Heimat der Nordrumänen — das hoffen wir darthun zu können — braucht nicht in den Süden der Donau, an irgend einen Punkt der Balkanhalbinsel, verlegt zu werden; nichts zwingt uns, die Nordrumänen eine von keiner Geschichtsdarstellung, von keiner Urkunde erwähnte (und gewiß auch unmotivirte) Nordwanderung machen zu lassen; wohingegen es feststeht, daß dort, wo heute die zahlreichsten Zinzaren-, man darf kaum sagen: -Ansiedelungen, sondern eher: -Schwärme zu finden sind, zu Aurelians Zeiten und noch später keine romanische

Bevölkerung existirte[1]): dieselbe muß also von anderswo dorthin gewandert sein! Nur das Woher kann zweifelhaft sein nicht die Thatsache der Wanderung selbst.

Ob aber der Anstoß zu letzterer schon durch das erste Eintreffen der Slawen auf der Balkanhalbinsel gegeben ward, oder erst durch den Einbruch der türkischen Bulgaren und durch die Ausbreitung ihrer Macht über fast den ganzen Norden und Westen des Rhomäerreichs, wie Tomaschek will, darüber wagen wir kein Urteil: weder kennen wir die Einzelheiten des einen wie des anderen Vorgangs, noch vermögen wir im allgemeinen uns ein Bild davon zu machen, welcher von beiden in seinen Folgen furchtbarer gewesen ist und die bisherige ethnographische Physiognomie des Landes gründlicher gestört hat.

Auch wollen wir, Tomaschek gegenüber, durchaus nicht starr auf unserer Hypothese von der moesischen Urheimat der heutigen Zinzaren bestehen: vielleicht lieferten ein beträchtliches, ja ebenso großes Kontingent zu letzteren die romanisirten Besser von der Rhodope[2]) — nur will es uns nicht glaubhaft erscheinen, daß sämtliche Zinzaren von südbalkanischer, thrakisch-bessischer Herkunft sein sollten.

Vollends jene Rumänenstämme, die man wohl als die „adriatischen" bezeichnen könnte, d. h. also die istrischen, dalmatischen und serbischen Wlachen, als Abkömmlinge der Besser aufzufassen, dagegen sträubt sich unser historisch-geographisches Gefühl (allerdings ein trauriges Handwerkszeug, auf das der Ethnograph aber in diesem Falle allein angewiesen ist!): wie viel näher liegen hier

---

[1]) Mit Ausnahme vielleicht der bis zur Slawen-Einwanderung wohl schon romanisirten Besser auf der Rhodope und in deren Umgebung. Vgl. Tomaschek, Über Brumalia und Rosalia.

[2]) Über Brumalia und Rosalia, p. 402: „Diese Pindos-Wlachen können recht wohl als Nachkommen der romanisirten Thraker, vor allem der Bessen, betrachtet werden, von denen mächtige Theile zur Zeit der slavischen und bulgarischen Völkerstürme aus ihren Centralsitzen gedrängt, südlichere und mehr gesicherte Wohnsitze aufsuchten."

die Beziehungen zum benachbarten Moesien, wenn man nun einmal den undurchbrochenen Zusammenhang der adriatischen Wlachen (abgesehen von den wahrscheinlich spät eingewanderten, sprachlich auf die norddanubischen Gegenden hinweisenden istrischen Rumänen) mit den weiland romanisirten Bewohnern der Provinz Dalmatia nicht gelten lassen will.

5. Kapitel.

Die Räumung des Trajaniſchen Dakiens.

Diejenigen, welche ſich gegen die Kontinuität des Romanentums in Dakien während der Völkerwanderung und des Mittelalters bis zum 12. oder 13. Jahrhundert erklären und den Urſprung des ſlawiſch-romaniſchen Miſchvolks der heutigen Rumänen in die Länder ſüdlich der Donau verlegen, haben den Vorteil, ſich auf ein ſchwerwiegendes, ſcheinbar einwandsloſes Argument ſtützen zu dürfen: Hat doch Kaiſer Aurelianus kurz nach dem Jahre 270 ſich durch die Not der Zeit gezwungen geſehen, das Trajaniſche Dakien aufzugeben und deſſen Bewohner über die Donau nach Moeſien hinüberzuretten!

Wir werden dieſen wichtigen Vorgang, der uns vollſtändig ſicher bezeugt iſt, und die Urſachen, die zu demſelben geführt haben, in Kürze beleuchten.

Die Ruhe, welche ſeit den Tagen des großen Trajan das materielle Aufblühen der Länder an der unteren Donau begünſtigte, dauerte lange genug, um der Romaniſirung daſelbſt eine ſtarke Baſis zu verſchaffen; trotzdem ſollte es ſich als unmöglich erweiſen, wie am Rhein das Zehntland, ſo hier die dakiſche Provinz zu behaupten. Vielleicht ſchon unter Caracalla[1]) fingen die Goten an, von den Gegenden des heutigen ſüdlichen Rußlands aus Dakien zu beunruhigen und zu verheeren. Naturgemäß waren es zunächſt die

[1]) Für die Schilderung dieſer leicht kontrolirbaren Dinge entbinden wir uns der Quellenangaben.

östlichen und südlichen Teile der Provinz, die heutige Moldau und Walachei, welche unter den Raubzügen der wilden Ostgermanen zu leiden hatten.

Sehr bald wuchs die Gefahr; immer weiter dehnten die Goten ihre Plünderungen aus; sie überschritten die Donau, durchzogen unter Raub und Mord die Dobrudscha, schwärmten bis an den Balkan und wagten sogar, in die thrakischen Flußthäler am Südfuß dieses Gebirgs einzudringen.

Bereits in den vierziger Jahren des dritten Jahrhunderts werden die weiten, durch keine natürlichen Grenzen gesicherten Ebenen und Hügelländer Bessarabiens, der Moldau und der Walachei stark verödet gewesen sein: wenn hier überhaupt je Ackerbau getrieben worden war, so hatte jetzt der Bauer seine Fluren aufgeben und fortziehen müssen, falls er sich nicht auf die reine Viehzucht werfen konnte, ein Gewerbe, welches ihm die bei der Unsicherheit von Leben und Habe gebotene Beweglichkeit nicht beschränkte. Überhaupt darf man wohl voraussetzen, daß im größten Teile des Trajanischen Dakiens der Ackerbau nie recht Wurzel geschlagen hatte, besonders nicht im steppenähnlichen Südosten, der bis in die allerjüngste Vergangenheit fast ausschließlich zur Wanderweide für die Herden der nomadisirenden walachischen Hirten gedient hat.

Der am Ende unerträglich werdende Druck der Goten trieb die Bewohner rascher oder langsamer in die Naturfestung Dakiens, das siebenbürgische Hochland, hinein.

Bereits aber rückte ein neuer Feind, die Gepiden, gegen diesen verlorenen Posten des römischen Reichs vor. War es ein Wunder, daß nun die letzten Reste der dakischen Urbevölkerung, die im nördlichen Grenzgebirge hausenden Karper, wieder ihr Haupt erhoben und auch ihrerseits die volksfremden römischen Eroberer, die schon den größten Teil der Daker aufgesogen hatten, mit dem ganzen Haß von Überwundenen anfielen? Kaiser Philipp mußte 245 zur Abwehr von verwüstenden Germaneneinfällen und zur Niederhaltung der aufständischen Karper ins Feld ziehen, aber erst 248 gelang es, diese zu besiegen.

Die ganze Völkerwelt im Norden der Karpaten und in den pontischen Ebenen schien lebendig zu werden, immer neue Stämme

machten sich zum Ansturm gegen die Donaulinie auf: außer Goten, Gepiden und Karpern noch Heruler, Boranen, Urugunden u. A. König Kniwa's Goten drangen 250 über Donau und Balkan, eroberten Philippopel und wüteten mit Mord und Brand in ganz Thrakien und Makedonien; im nächsten Jahre fand Kaiser Decius mit seinem Heere den Untergang gegen diese furchtbaren Krieger in den Sümpfen der Dobrudscha.

Zu all' dem Schrecken, den die fortwährende Ausraubung und Ausmordung durch die Goten über die Karpaten- und Balkanländer brachte, gesellte sich noch ein grauenvolles Sterben, die „cyprianische" Pest, die besonders die Osthälfte des Reiches jahrelang heimsuchte.

Wenig half es, daß von Zeit zu Zeit ein tüchtigerer Feldherr die Römer zum Siege über die Barbaren führte; vor den Thermopylen und in Thessalonike erwehrte sich die gequälte Bevölkerung nur mit äußerster Mühe der allgegenwärtigen gotischen Räuber; das Trajanische Dakien war, bis auf Siebenbürgen, thatsächlich bereits jetzt, Mitte der fünfziger Jahre, aufgegeben — kaum daß es gelang, die festeren städtischen Siedelungen, sowie die Gold- und Salzbergwerke Dakiens noch zu behaupten. Mit lakonischer Kürze verzeichnen die Quellen diese traurige Sachlage [1]).

Kaiser Gallienus brachte den Goten mehr als einmal blutige Niederlagen bei; allein die systematische Zerrüttung der Karpaten- und Balkanländer nicht nur, sondern der gesamten römischen Küstenländer des Schwarzen und Aegaeischen Meeres ward dadurch nicht gehindert, und i. J. 269 wälzte sich eine Völkerlawine von angeblich mehr als 300 000 Menschen von Nordosten her gegen die Donaulinie: Kaiser Claudius zerschmetterte noch ein letztes Mal diese gewaltige Gotenmacht, und 270, im Frühjahr, war wenigstens die Balkanhalbinsel wieder von den unmenschlichen Plagegeistern gesäubert. Claudius fiel jedoch der immer noch nicht erloschenen Pest zum Opfer, und Kaiser Aurelianus faßte den

[1]) Sextus Rufus, Brev. 8: Dacia Gallieno imperatore amissa est. — Eutropius IX., 8: Dacia, quae a Traiano ultra Danubium fuerat adiecta, amissa est (Gallieno). — Die letzten Münzen der Provinz hören mit dem Jahre 256 auf, ebenso wahrscheinlich in dieser Zeit die letzten Inschriften.

bitteren, aber, wie das Studium der Verhältniſſe an Ort und Stelle ihn lehrte, notwendigen Entſchluß, die unhaltbare Poſition jenſeits der Donau, die Schöpfung des großen Trajan, aufzugeben und zu räumen, um dafür die Lande diesſeits der Donau beſſer behaupten zu können.

Wir ſtellen die Berichte der verſchiedenen Autoren über die Räumung hier nebeneinander:

Flavius Vopiscus, Vita Aurel. 39.

Cum vastatum Illyricum ac Moesiam deperditam videret, provinciam Transdanuvinam Daciam a Traiano constitutam sublato exercitu et provincialibus reliquit, desperans eam posse retineri, abductosque ex ea populos in Moesia conlocavit appellavitque suam Daciam, quae nunc duas Moesias dividit.

Sextus Rufus, Breviar. 8.

Dacia Gallieno imperatore amissa est et per Aurelianum translatis exinde Romanis duae Daciae in regionibus Moesiae et Dardaniae factae sunt.

Suidas, *Δακία.*

.... καὶ ταύτην Αὐρηλιανὸς ἀπέλιπε κεκακωμένης τῆς Ἰλλυριῶν τε καὶ Μυσῶν χώρας, ἡγούμενος ἀδυνάτως ἔσεσθαι τὴν πέραν ἐν μέσοις τοῖς ποταμοῖς ἀπειλημένην διασώζεσθαι. Ἐξαγαγὼν οὖν τοὺς ἐκεῖσε Ῥωμαίους ἀποικισμένους ἔκ τε τῶν πόλεων καὶ τῶν ἀγρῶν, ἐν μέσῃ τῇ Μυσίᾳ καθίδρυσε, τὴν χώραν ὀνομάσας Δακίας. Ἡ νῦν ἐν μέσῳ τῶν δύο Μυσιῶν κειμένη διαιρεῖ αὐτὰς ἀπ' ἀλλήλων.

Eutropius IX. 15.

Provinciam Daciam, quam Traianus ultra Danubium fecerat, intermisit vastato omni Illyrico et Moesia, desperans eam posse retineri, abductosque Romanos ex urbibus et agris Daciae in media Moesia collocavit appellavitque eam Daciam; quae nunc duas Moesias dividit et est in dextra Danubio in mare fluenti, cum antea fuerat in laeva.

Jordanis, de regnor. et temp. succ. p. 283.

Aurelianus (Daces) in Moesia collocavit ibique aliquam partem Daciam mediterraneam Daciamque ripensem constituit et Dardaniam iunxit.

G. Syncellus, Chronogr. 721 ed. Bonn.

Τὴν Τραϊανοῦ δὲ Δακίαν βαρβάροις ἀφεὶς ἄνδρας καὶ γυναῖκας εἰς τὸ μεσαίτατον τῆς Μυσίας στήσας ἑκατέρωθεν, Δακίαν δὲ μέσην νομίζεσθαι.

Joannes Malalas, Chronogr. 359.

Ἐποίησε δὲ (Τραϊανὸς) καὶ ἄλλην ἐπαρχίαν εἰς τὸν Δάνουβιν ποταμὸν, ἣν ἐκάλεσε Δακίαν παραποταμίαν. — 398: Ὁ δὲ αὐτὸς Αὐρηλιανὸς καὶ Δακίαν ἐποίησεν ἐπαρχίαν τὴν παραποταμίαν, πλησίον οὖσαν τοῦ Δανουβίου ποταμοῦ.

Nach Roesler[1]) fließen alle diese Versionen wahrscheinlich aus derselben Quelle. Suidas hat offenbar die ursprüngliche Quelle nicht selbst benutzt, sondern einfach den Eutrop übersetzt. Letzterer aber wird gleichfalls kaum die erste Quelle vor sich gehabt haben, obwohl Roesler das vermutet; sondern wie Suidas den Eutrop, so schrieb dieser den Vopiscus aus: Vopiscus also dürfte der einzige gewesen sein, welcher, nach unserm Dafürhalten, seine Nachrichten aus erster Hand hatte.

Man vergleiche die Angaben Eutrops mit denen des Vopiscus: ihre Übereinstimmung ist zu auffallend und selbst durch beiderseitige Benutzung einer und derselben Quelle nicht zu erklären. Was Eutrop mehr giebt als der knappere Vopiscus, ist selbsterfundenes Beiwerk (s. die durch den Druck hervorgehobenen Worte auf Seite 70), geographische Notizen und Erweiterungen, welche die Sache anschaulicher machen sollen; so der Relativsatz: quae nunc duas Moesias dividit et est in dextra Danubio in mare fluenti, cum antea fuerit in laeva. Es scheint ihm Freude zu machen, das vom Vopiscus entliehene durch eigenes Gut herauszuputzen. Sicherlich ist auch seine Angabe, daß die Römer ex urbibus et agris Daciae fortgeführt wurden, nichts anderes als eine, wie er gemeint haben mag, unschädliche erklärende Beigabe, da er des Vopiscus abductos populos zu dürr und farblos fand.

Den Vertretern der Wanderungshypothese, nach welcher sämtliche romanischen Elemente unter Aurelian das Trajanische Dakien verließen und erst in sehr viel späterer Zeit zur Rückwanderung sich entschlossen, muß es von größter Wichtigkeit sein, den Nachweis zu führen, daß die Räumung der Provinz eine vollständige war, daß nicht nur die Beamten und Werkzeuge des offiziellen Roms, sondern überhaupt die ganze große Masse der Bevölkerung, die Nachkommen der einst aus allen Weltgegenden ins Land gekommenen Kolonisten (— wenn solche gekommen waren!), sowie die romanisirte Urbevölkerung sich dazu verstanden, alles hinter sich zu lassen und drüben sich neue Herde zu gründen.

[1]) Roesler, p. 67, A. 1.

Roesler nun, den wir als Hauptwortführer jener Richtung betrachten dürfen, hat diesen Nachweis nicht geliefert, trotz der wenig skrupulösen Art, wie er die Angaben der Quellen sich zurechtlegt. Er macht die Frage zu einer einfacheren, als sie in der That ist: Wenn man von vornherein nur an diejenigen Elemente in der Bewohnerschaft des Trajanischen Dakiens denkt, welche politisch und durch Vermögen, Geburt und Intelligenz allerdings die maßgebenden waren, deren Zahl aber naturgemäß keine sehr große gewesen sein kann, jedoch gegen das Vorhandensein auch anderer Klassen, nämlich der romanischen und romanisirten Hirten und Kleinbauern, hartnäckig die Augen schließt, dann bleibt in der Räumungsfrage natürlich kaum ein Zweifel bestehen; die „oberen Zehntausend" wanderten aus — was aber ward aus der großen Mehrzahl der Bevölkerung, den unteren Ständen, den Ärmeren und so gut wie Besitzlosen?

Es will Roesler nicht glaubhaft erscheinen, daß „römische Colonisten gewöhnt an manche Güter entwickelterer Cultur es hätten vorziehen sollen ein Leben in der Wildnis zu ergreifen, vom städtischen und Agriculturleben sich zum Hirtenleben zu wenden, wenn ihnen die Hand ihres Kaisers gesicherte Wohnsitze und Ländereien in Moesien gewährte, inmitten ihrer Landsleute, des liebgewordenen Kreises altgewohnten Daseins (!), unter den schirmenden Schwertern römischer Legionen, wo sie selbst des alten Namens ihrer Provinz nicht entbehrten" [1]). Darin stimmen wir ihm bei; allein „die Güter entwickelterer Cultur" waren im Trajanischen Dakien schon vor der Räumung so spärlich geworden, daß der Städter und der landwirtschaftliche Großbetrieb (wenn es das ist, was Roesler unter „Agriculturleben" versteht) sich leicht zur Auswanderung entschloß. War aber damit, wir wiederholen die Frage, das romanische Volkstum ganz aus Dakien verschwunden?

Roesler hatte, wie gesagt, die Pflicht, das nicht nur wahrscheinlich zu machen, sondern strikt zu beweisen. Das Mißlingen dieses Beweises muß uns gleichbedeutend sein mit der Wahrscheinlichkeit, daß noch romanische Elemente im Lande sitzen blieben —

---

[1]) Roesler, p. 70.

wir sind in der günstigen Lage, uns an der starken Defensivstellung dieser Wahrscheinlichkeit genügen lassen zu dürfen, für uns spricht mit nicht zu unterschätzender Beweiskraft das nachmalige Vorhandensein der Rumänen in sämtlichen Gebieten des früheren Dakiens: Wer deren Hinaufreichen bis in Trajans Zeiten leugnet, mag sich mit ausreichenden Gründen waffnen, nicht wir. — Roesler hat diese Waffnung nicht gefunden.

Was bei einem sonst so scharfsinnigen und gewissenhaften Forscher doppelt Wunder nehmen muß, er hat geglaubt, die wichtige Räumungsfrage, den Ausgangspunkt seiner Hypothese, mit ein paar flüchtigen Worten abthun zu dürfen (p. 68): „Die Räumung wird als eine vollständige bezeichnet. Die kurzen Zeilen, welche das uns so wichtige Ereignis verewigen, lauten: Aurelianus führte die Römer, das Heer wie die Provincialen aus den Städten gleichwie vom flachen Lande hinweg, und siedelte sie in der Mitte des jenseitigen Moesiens an, das nun den Namen Dacia empfing."

Von welcher der Quellen geben die obigen „kurzen Zeilen" eine Übersetzung? Aus p. 68 geht hervor, daß Roesler sich auf Flavius Vopiscus als Hauptquelle bezog; ein Blick auf den Text des letzteren zeigt aber, daß Roesler in willkürlichster Weise die Berichte des Vopiscus und des Eutrop ineinander gearbeitet hat (die durch den Druck ausgezeichneten Worte der Roeslerschen „kurzen Zeilen" stammen aus Eutrop). Hier war, wenn überhaupt eine Übersetzung, so eine peinlich genaue geboten; das Roeslersche Verfahren legt fast den Verdacht nahe, als habe etwas Unbeweisbares um jeden Preis bewiesen werden sollen.

Flavius Vopiscus berichtet, daß das Heer und die Provincialen fortgeführt wurden; das konnte Roesler nicht genügen: auch sämtliche romanisirten Daker mußten ihre Heimat verlassen, damit Siebenbürgen und dessen Nachbarländer bis tief ins Mittelalter hinein die terrae desertae et inhabitatae würden, in welche dann Szekler, Sachsen und ganz zuletzt auch die Walachen ihren Einzug hielten. Zu dem Ende borgte sich Roesler von Eutrop die Worte: die Römer, aus den Städten gleichwie vom flachen Lande — und übersah, daß selbst damit die Vollständigkeit der Räumung noch

nicht erreicht war: Was ward aus den Elementen, die weder in Städten wohnten noch die Äcker bauten? Bewog Kaiser Aurelian auch die Karpatenhirten, von ihrer Poiană herabzusteigen und den großen Auszug mitzumachen? Lag es überhaupt in deren Interesse, die heimatlichen Berge zu verlassen, auf denen sie die Herren waren, einerlei wer im Thal gebot? Fanden sie jenseits der Donau, in Moesien, Lokalitäten, die sich für ihr Hirtengewerbe besser eigneten als die breiten Bergkämme des Trajanischen Dakiens? Und wenn, waren diese Lokalitäten nicht bereits vergeben und ausgenützt?

Roesler vermeidet weislich jede dieser Fragen, und doch ist es notwendig, sie zu stellen.

Überhaupt dürfen wir einer kurzen Betrachtung, welches denn der mutmaßliche Zustand des Landes zur Zeit der Räumung gewesen, nicht aus dem Wege gehen. Roesler sagt (p. 66): „Die ganze reiche Cultur, die hier ihren Sitz aufgeschlagen, wurde mit einemmal geopfert, die Äcker und Weingärten wurden wieder für ein Jahrtausend die Weidegründe nomadischer Stämme, von welchen einer den andern aus dem Besitze hinaustrieb, die jungen Städte sanken in Schutt und verschwanden endlich völlig . . . .“ Nicht ganz richtig, denn zwischen dem ersten Auftreten der Goten und der Räumung der transdanubischen Provinz verfloß, wie wir oben sahen, wahrscheinlich mehr denn ein halbes Jahrhundert — nicht mit einem Mal also wurde die ganze reiche Kultur geopfert, wie Roesler will, sondern nur die letzten, spärlichen Reste derselben wurden nach Moesien hinübergeborgen.

Es scheint überall nicht statthaft, nach mehr als fünfzigjähriger Quälerei und Verwüstung noch von „reicher Cultur“ zu reden; selbst die einst so blühenden, lachenden Thäler des südbalkanischen Thrakiens wiesen die nicht so leicht zu verwischenden Fußspuren des Goten auf, der sich nicht scheute, bis in die Campagna von Byzanz und unter die Bollwerke Thessalonichs seine Zerstörungen zu tragen. Und das war noch das schlimmste nicht, denn Hütten und Felder, die der Herbst verbrannt und zertreten hat, lassen sich im Frühjahr wieder aufrichten und neu bestellen — aber die Städte, die den Raubscharen in die Hände fielen, erlitten schwer ersetzbaren Schaden: für den erschlagenen oder geflüchteten Handwerker, Künstler und

Gelehrten fand sich sobald kein Ersatz; was sich unter dem Jammer dieser entsetzlichen Zeiten wieder um die rauchenden Trümmer der zerstörten Städte sammelte, war mittelloses, verzweifeltes Volk, ländliches und städtisches Proletariat, und nur diejenigen Siedelungen, die aus der Gunst der Lage, aus geographischer Notwendigkeit heraus geboren, alle Umwälzungen siegreich überdauern, erstanden zu frischem Leben.

Allein solcher Städte gab es im Trajanischen Dakien noch keine; Siebenbürgen, an das hier lediglich zu denken ist, war für unabsehbare Zeit eine umbrandete Insel im Meere der osteuropäisch-asiatischen Völkerwellen; wo keine Stabilität, erhält sich keine Stadt, keine Kultur: schon lange vor der schließlichen Räumung der Provinz muß sich geflüchtet haben, wer es konnte und ein Interesse daran hatte, die Reicheren nämlich, die in Dakien für ihr Kapital weder Sicherheit noch fruchtbringende Verwendung mehr fanden; nur das offizielle Römertum harrte bis zuletzt aus, die Legionen mit dem Anhang von Lieferanten, Handwerkern und Soldatenweibern in ihren Standlagern, die Administrativ-Behörden und die Bediensteten des Fiskus für Zölle und Bergwerke mit ihrem Personal und ihren Montansklaven.

Diese Elemente aber waren es, an deren Rettung Kaiser Aurelian hauptsächlich liegen konnte; was war ihm der Wanderhirt, der verarmte romanische Bauer, der heruntergekommene städtische Pöbel, von dem, wenigstens in der ersten Generation, weder Steuern noch brauchbares Material für die Aushebung mehr zu hoffen, sondern für den im Gegenteil drüben erst Sorge zu tragen war? Diese Leute mochten mitgehen oder im Lande bleiben, wie es ihnen beliebte. Falls es die Absicht des Kaisers war, das menschenarme Moesien wieder zu bevölkern, dann hätten sich andere, nutzbringendere Elemente leicht gefunden: die germanischen Barbaren, die gleich tüchtig waren, den Pflug zu führen wie das Schwert, — was man von den Flüchtlingen aus den dakischen Städten gewiß nicht rühmen konnte.

Das Land wurde, wenn auch die Hirten und Kleinbauern meistens nicht mitgingen, nichtsdestoweniger ein „leeres". Als der lange Zug der Auswandernden, die Legionen mit ihrem Troß, die

römischen Familien mit ihren Sklaven und den Karren, auf die man die letzte wertvolle „fahrende" Habe des Landes geladen, dann all' die Besitz- und Heimatlosen, die sich anschlossen, durch die Karpatenpässe sich in die unabsehbaren walachischen oder banater Ebenen verloren hatte, lag auch das siebenbürgische Hochland, das so lange mit seinen grün bewaldeten Felsmauern das Römertum geschützt hatte, den Feinden offen da — Die größeren Ebenen Siebenbürgens, die einstigen Senkungsfelder und Seebecken von Hermannstadt und Fogaras, des Kronstädter Burzenlandes, der Haromszek, der Csiks, dann im Westen die Thäler von Hatszeg (Sarmizegetusa), Mühlbach und Karlsburg, wo, wie wir annehmen dürfen, der römische Großgrundbesitz sich am längsten gehalten hatte, waren öde und verlassen; nur im Gebirge zog der Hirt, und fernab von den Straßen, in den Nebenthälern des Alt, Maros und Szamos, hinter Klippe und Wald, baute der ganz oder halb romanisirte dakische Bauer seinen dürftigen Ackerstreif.

Es bleibt ewig zu bedauern, daß wir das unsägliche Elend dieser Zeiten am besten daraus entnehmen können, daß sich keine Feder fand, es zu schildern — Nicht eine Zeile mehr, als die oben angeführten, über die Lage der aufgegebenen und südlich der Donau neu eingerichteten Provinz, nicht ein Wort der Klage über all' den Jammer, den die Barbaren über den römischen Boden brachten!

Allerdings steht es damit in den übrigen von den Germanen überfluteten Grenzprovinzen kaum besser; nur aus einem Winkel, aus welchem seither bis auf leise Spuren die einstige römische Kultur und Bevölkerung verschwand, klingt hell und deutlich eine Stimme hervor, die uns einen Einblick verstattet in die Verhältnisse der römischen Grenzer jener und der folgenden Zeiten: die Vita S. Severini.

Wir werden aus ihr die Hauptmomente, so weit sie Analogien zum Zustande Dakiens vor der Räumung und zu letzterer selbst bieten, kurz hervorheben.

Nach dem Zerfall der Hunnenmacht drangen die germanischen Eroberer von allen Seiten über die Donaulinie gegen das römische Reich vor, auf der ganzen Strecke von den Bergen bei Matschin

bis an den Schwarzwald gaben die Dämme nach, und an hundert Stellen brach die Flut über die unglücklichen Grenzländer herein. Nicht nur im Trajanischen Dakien ward es notwendig, einen Auszug der Romanen ins Werk zu setzen: auch an der mittleren Donau, in Noricum, sah man endlich kein andres Mittel, die zusammengeschmolzenen Reste der einst so blühenden Kolonialbevölkerung vor dem gänzlichen Untergange zu schützen.

So lange den angegriffenen Romanen noch irgendwelche Widerstandskraft innewohnte, so lange also die angreifenden Germanen sich noch nicht als Herren mit sicherem Besitz fühlen durften, traten die letzteren als verwüstende Räuber und Mordbrenner auf. Und das waren die schlimmsten Zeiten für die Grenzländer.

Im norischen Commagenae hatte sich durch glücklichen Überfall ein Barbarenschwarm eingenistet, mit dem Rom dann, wohl nur um den Schein zu wahren, ein „Bündnis" schloß; die Bürger der dem Verderben geweihten Stadt wurden von dem Gewalthaufen in der härtesten Tyrannei gehalten. In Favianae wagte der römische Befehlshaber mit seiner geringen Schar den unmittelbar vor den Thoren plündernden Banden nicht entgegenzutreten; die Besatzungen der Städte liefen auseinander, weil der Sold ausblieb, und als die noch ausharrende batavische Cohorte eine Abordnung nach Italien sandte, um die rückständigen Beträge einzufordern, meldeten deren den Innfluß hinabtreibenden Leichen den Genossen in Passau den Mißerfolg ihrer Sendung: sie waren unterwegs von den Barbaren erschlagen worden.

Alle Ortschaften rissen sich förmlich um die Person des wunderthätigen Severinus, von dem sie Hülfe gegen das täglich drohender werdende Unheil erwarteten — Allein was konnte der heilige Mann viel anderes thun, als die Entmutigten für eine Weile aufrichten durch geistlichen Zuspruch? Die Wenigsten waren noch im stande, ihm ihre Beisteuer zu entrichten für den Loskauf christlicher Gefangenen; das flache Land war bereits öde und volksarm, die Äcker wurden fast nur noch im Weichbild der Städte angebaut, und selbst da fiel ihr Ertrag oft genug in die Hände der Barbaren; Handel und Wandel stockte — als Severinus einst von den Kaufleuten Passau's ersucht ward, für sie bei König Fewa Fürsprache

zu thun, daß ihnen freier Marktverkehr gewährleistet werde, lehnte er es ab: auch an ihre Stadt werde bald die Reihe kommen, sie werde zerstört werden wie all' die übrigen auch.

Nur zu bald sollte die Weissagung in Erfüllung gehen. Die Einwohner des oppidum Quintanense hatten ihre Heimstätte verlassen und sich nach Passau geflüchtet; die Barbaren aber, in der Hoffnung, nun der Habe zweier Städte mit einem Schlage sich bemächtigen zu können, griffen mit verdoppeltem Ungestüm an, und obwohl Severinus noch einmal die Bürger so weit ermutigte, daß sie die Feinde ein letztes Mal abwehrten, erkannte er doch, daß Passau eine unhaltbare Position geworden, und bewog die Einwohner, nach Lorch (Lauriacum) überzusiedeln; die wenigen Zurückbleibenden, die sich von der Vaterstadt nicht hatten trennen mögen, wurden bald darauf von den Germanen niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt. Auch Joviacum ward zerstört, und es schien, als solle in Noricum alles städtische romanische Wesen ausgetilgt werden.

Allein es gelang den Rugiern, die anderen heerenden Germanenstämme, Thüringer und Alamannen, aus diesen Gegenden zu verdrängen, und damit traten sie sofort in ein andres Verhältnis zu den gequälten Städtern an der Donau: Solange die Beute den Rugiern noch nicht ausschließlich gehört hatte, waren sie ebenso arge Räuber gewesen wie jene obengenannten Völkerschaften, schon aus der Überlegung, daß, was sie selbst den Romanen etwa ließen, doch nur von Jenen genommen werden würde — Jetzt aber kam es ihnen darauf an, die Hülfsquellen der Städter, vor allem deren Gewerbfleiß, nicht zu zerstören, sondern möglichst auszubeuten; zu dem Ende verständigte sich der Rugierkönig mit Severinus, und das Resultat war, daß die Geflüchteten, die sich in Lorch zusammengedrängt hatten, wieder in ihre Heimatstädte zurückkehrten und fortan unter dem Schutze der Germanen, als deren Unterthanen, standen.

Doch das Land sollte noch nicht endgültig zu Ruhe kommen. Die Rugier vermochten nicht sich zu konsolidiren, innere Wirren und der Krieg mit Odovakar vernichteten die letzten Reste des den Romanen verbliebenen Wohlstandes, und Odovakar entschloß sich,

ganz wie dereinſt Kaiſer Aurelian, eine Exodus der Romanen ins Werk zu ſetzen; er wies denſelben in Italien Wohnſitze an.

Iſt es möglich, ein beſſeres Analogon für die Räumung Dakiens zu finden? Beidemal heißt es, daß die Romanen aus dem Lande geführt wurden (abductosque ex ea populos in Moesia conlocavit — universos iussit ad Italiam migrare Romanos), beidemal iſt dieſe Angabe übertrieben und unrichtig, denn wie wir heute im Gebiete des alten Dakiens die Maſſe der Nordrumänen antreffen, ſo in den Alpen Binnen-Noricums die ſpärlicheren Reſte der einſt vom Kamm des Gebirges bis an die Donau hauſenden Romanen: Aus Ufernoricum ſind dieſelben verſchwunden, wohl weniger infolge der von Odovakar angeordneten, aber nur die Städter angehenden Räumung, als vertrieben durch die einrückenden Deutſchen; die Ladiner oder „Romaunſchen" haben es nicht ſo gut gehabt wie ihre öſtlichen Vettern, die ſiebenbürgiſchen Wlachen, welche, kräftiger und zäher, die Ebenen am Fuße ihrer Berge, wo ſie keine deutſchen Bauern vorfanden, für ihr Volkstum rückerobern konnten und gegenwärtig ſchon über die Grenzen des alten Dakiens hinaus vordringen und ihre ſlawiſchen Nachbarn ſich aſſimiliren.

Die Ladiner, eingeklemmt zwiſchen den ihnen an Nationalkraft weit überlegenen Deutſchen und Italienern, gehen raſch ein; in den meiſten ihrer alten Sitze iſt ihre Zunge bereits verſtummt, ſie ſind nur noch dürftige „Überbleibſel eines Stammes, der zur Zeit ſeiner Blüte bogenförmig über dem Gebiete der italieniſchen Zunge vom adriatiſchen Meer bis zum St. Gotthardt ſich hinerſtreckte, ſo daß die friauliſche Mundart auf der einen, und die churwälſche auf der anderen Seite ſeine Endglieder bildeten. Es ſtanden aber damit während des früheren Mittelalters noch im Zuſammenhange die jetzt ausgeſtorbenen Romanen in den Landſchaften des mittleren wie des nördlichen Raetiens und von Noricum, in den Seitenthälern der Drau, in Oberöſterreich, um Salzburg, am Chiemſee, an der Donau ſelbſt" [1]).

Für das Nähere über dieſe noriſchen Romanen verweiſen wir

[1]) Jung, p. 207.

auf die vortreffliche Darstellung Jung's, der auch die Quellennachweise giebt[1]).

Wir glauben nunmehr in der Räumungsfrage eine Basis gefunden zu haben, die auch durch jene Angaben des Vopiscus und seiner Nachtreter nicht mehr zu erschüttern ist, und halten uns zu der Behauptung berechtigt: Die Räumung fand statt, allein eine vollständige war sie nicht!

Roesler selbst muß sich der Schwäche seiner Position einigermaßen bewußt gewesen, in ihm selbst müssen nachträglich Zweifel an der Vollständigkeit der Räumung aufgestiegen sein, deshalb klammert er sich mit um so größerer Hartnäckigkeit an die Unmöglichkeit der „Fortdauer zahlreicher römischer Bevölkerung im alten Dacien. Ich sage zahlreicher Bevölkerung, so daß sie einen in Rechnung fallenden Faktor abgeben konnte, denn auf zerstreute Reste kann es hierbei nicht ankommen. Diese, wenn sie etwa zurückblieben, mußten im Laufe der Zeit von den späteren überschichtenden Bevölkerungsmassen aufgesaugt werden“[2]).

Der nächste Abschnitt unserer Darstellung wird aber zeigen, daß für eine Überschichtung der Romanen in Siebenbürgen ein Muß nicht vorliegt; und was Roeslers Forderung einer „zahlreichen Bevölkerung“ angeht, so halten wir ihm entgegen, daß in einem „leeren“ Lande selbst das kleinste Häuflein „einen in Rechnung fallenden Faktor abgeben“ muß: Immer wieder haben Landschaften, periodisch ausgeraubt und ausgemordet, aus sich selbst heraus ihren Menschenbestand ersetzt, sobald ihnen nur längere Zeit der Ruhe vergönnt ward.

Dafür citiren wir Slavici[3]): „Ich glaube indessen, daß Roesler sich nichts bestimmtes gedacht hat, als er behauptete (pag. 68), daß nur „wenig“ Römer nach der Räumung in Dacien zurückgeblieben seien. Denn was soll auch „wenig“ oder „viel“ bei einer so langen Zeit bedeuten? Nehmen wir an, es blieben nicht mehr als tausend, bloß tausend Seelen, die sich in je hundert

---

[1]) Jung, Abschnitt VIII, p. 206 ff.
[2]) Roesler, p. 68.
[3]) Die Rumänen in Ungarn ꝛc. p. 42, 43.

Jahren bloß verdoppelt haben, was einer jährlichen Vermehrung um etwa $^1/_2$ % [1]) gleichkäme. Dann hätten wir:

Anno	280	1000 Seelen
„	380	2000 „
„	780	32000 „
„	1180	512000 „
„	1480	4096000 „
„	1880	65536000 „

„Wären also nicht mehr als tausend Seelen römischer Bevölkerung im Jahre 280 in Dacien zurückgeblieben, so könnte auch bei minder günstigen Verhältnissen das rumänische Volk heute aus mindestens 65 Millionen Seelen bestehen, ohne daß es in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters irgendwie hätte auffallen müssen.

„Von „viel" oder „wenig" kann somit nicht die Rede sein. Die Frage ist: ob die in Dacien zurückgebliebenen Römer auch lebensfähige Leute waren, um trotz der ungünstigen Bedingungen gedeihen zu können, und die besten Belege dafür sind die heutigen Rumänen."

Wir wollen auf diese Rechnung nicht mehr Wert legen, als sie verdient: wir wissen von keinem Volk, das sich in einer längeren Periode, etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung oder des Mittelalters bis zur Gegenwart, um den konstanten jährlichen Betrag von $^1/_2$ % (resp. 0,7 %) vermehrt hätte — auch die heutigen Rumänen haben es ja von 280 bis 1880 nicht auf reichlich 65 (70), sondern nur auf ungefähr 9 Millionen gebracht. Zu dem riesigen Anschwellen der Volksmengen, wie es hauptsächlich im gegenwärtigen Jahrhundert die Nationen Europas aufzuweisen haben, gehören eben die gesicherten Existenzbedingungen des modernen Kulturlebens; wie viele Jahrhunderte hindurch blieb aber die Volksziffer selbst der westeuropäischen Staaten stationär, wenn sie nicht bisweilen sogar eine rückläufige Bewegung nahm! Trotzdem jedoch dürfen wir in jener Slavicischen Rechnung eine schlagende Wider-

[1]) Vielmehr einer solchen von fast 0,7 %; 1000 Seelen würden bei einer jährlichen Vermehrung von 0,7 % in 1600 Jahren zu 70,2 Mill. anwachsen.

legung des Roeslerschen Einwandes erblicken, denn die eigenartige Lokalität Siebenbürgens ist eben eine umfriedete Stätte, in welcher selbst geringfügige Volkssplitter sich auswachsen konnten zur Nation. Slavici darf also, streng genommen, nicht von „gedeihen trotz der ungünstigen Bedingungen" sprechen: Die (Nord-)Rumänen lebten unter Bedingungen, wie sie ihnen, für ihre nationale Erhaltung wenigstens, in dem ganzen riesigen Gebiet von Preßburg bis zur peloponnesischen Südspitze nicht wieder so günstig geboten werden konnten. Abgesehen von den Gegenden unmittelbar hinter den Paßstraßen, welche feindlichen Einfällen allzu offen preisgegeben waren, bot Siebenbürgen, zumal bei dem damaligen Zustande der Verkehrsmittel, soviel heimliche Schlupfwinkel, daß dort ein neues Volkstum sich vorbereiten konnte, ohne daß man im Abendlande oder in Byzanz davon erfuhr.

Man soll uns nicht vorwerfen, daß wir die Romanen in ihrem Hochlande verschwinden lassen wie in einer Versenkung, um sie, sobald es uns paßt, gut konservirt und sogar vermehrt wieder auf die Bühne zu bringen. Freilich wäre das kaum ein Vorwurf: wir haben ein Analogon, welches sowohl zeitlich als örtlich nicht übel stimmt — eine Örtlichkeit, die, ähnlich wie unser Karpatendreieck, von der Natur ganz zur Versenkung geschaffen scheint, und in die auch fast gleichzeitig mit der Räumung Dakiens ein gewiß sehr wenig zahlreicher Volkssplitter hineinglitt, um nach kurzer Periode der Unruhe durch eine lange, lange Reihe von Jahrhunderten vergessen und still für sich — viel länger als die Romanen in Siebenbürgen — ein Sonderleben zu führen; wir würden von diesem seltsamen Völkchen überhaupt gar keine Kunde haben, wenn nicht, gleichsam zufällig, von Zeit zu Zeit ein Reisender auf sie gestoßen wäre: wir meinen die Goten der Krim.

Siebenbürgen wird durch seine Felsumwallung von den Tiefländern geschieden, aus denen es aufragt — Fast noch unzugänglicher erhebt sich die taurische Halbinsel aus dem Meere, nur durch einen 4 km breiten, sandigen Isthmus an das pontische Gestade angeklebt. Die größere Hälfte der Krim wird eingenommen durch ein ödes, langsam nach Süden ansteigendes Steppenland, überragt durch die waldigen Berge von Jaila, einen Gebirgsrest von fremd-

artiger Bildung, welcher nach Süden mit hafenarmer Steilküste in die See sinkt. Gegen das Asowsche Meer zu hindert ein ausgedehntes, kompliziertes System von Nehrungen und Haffen, das „faule Meer" genannt, die Annäherung, im Westen bespült das „tote Meer" die seichten Ufer.

In dies weltferne Versteck warf sich ein Gotenstamm; früh zum Christentum bekehrt, unter eigenen Bischöfen stehend, waren sie fleißige, ruhige Ackerbauer daheim, aber weit gefürchtete Seeräuber in der Fremde; schwer hatten unter ihren Verheerungen besonders die kleinasiatischen Küsten zu leiden. Ihre Sitze trennten sie für immer von ihren Brüdern an der Donau; der Hunnensturm, der diese ereilte, zog an ihrer sumpf- und wassergegürteten Festung vorüber, und selbst die Chasaren, nachmals ihre Nachbarn, wußten mit dem mutigen Völklein nicht viel anzufangen.

Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts hören wir von gotischen Spuren auf der Krim; dann verlieren dieselben sich: schwach an Zahl und gänzlich abgeschnitten von Kultur und Weltverkehr, wurden die Goten durch die Natur ihres Landes konservirt wie eine Mumie im Felsengrabe; zum wirklichen Volk erwuchsen sie nicht; ihr Ländchen — denn nur ein kleiner Teil der Halbinsel eignet sich für Ackerbau — erzog sie nicht zu dem zähen, ausdauernden und genügsamen Hirtengeschlecht, wie Siebenbürgens Bergweiden die Rumänen — der Germane ist kein Hirt, und da keine Ackerfluren die Goten zur Vermehrung und Ausbreitung lockten, gingen sie langsam ein.

6. Kapitel.

Goten, Slawen, Hunnen und Arwaen im Trajaniſchen Dakien.

Über die Schickſale Siebenbürgens nach der Räumung fehlen uns beſtimmtere Nachrichten; was das Loos der im Lande verbliebenen Romanen geweſen iſt, können wir nur mutmaßen; während ungeheurer Zeiträume bleiben ſie verſchollen und vergeſſen, bis endlich unter dem Lichte urkundlicher Geſchichte das Rumänentum im Norden der Donau wieder auftaucht.

Roesler ſteht vor dem ſchwierigſten Teile ſeiner Aufgabe: er hat nachzuweiſen, erſtens, daß die im Trajaniſchen Dakien zurückgebliebenen Romanen, ſo wenig oder ſo viele ihrer waren, „im Laufe der Zeit von den ſpäteren überſchichtenden Bevölkerungsmaſſen aufgeſaugt“ wurden; zweitens, daß eine Rückwanderung der Romanen, ſei es aus Moeſien, ſei es aus anderen Teilen der Balkanhalbinſel, in die Karpatenländer wirklich ſtattfand, mit beſtimmter, einwandsloſer Angabe von Zeit, Ort und Motiven.

Wird dieſer Beweis nicht erbracht, dann bleiben wir bei unſerer Theſe: Die Rumänen ſitzen heutzutage, wo vor anderthalb Jahrtauſenden ihre Väter ſaßen; Volk auf Volk wechſelte in der Herrſchaft über die Gebiete an der unteren Donau, aber keines hat das Romanentum in ſeinem nationalen Beſtande gefährdet — „Das Waſſer läuft ab, die Kieſel bleiben“ [1]), die Horden der Völker-

[1]) Apa trece, petrele remân, rumäniſches Sprichwort.

wanderung, losgelöst von dem heimatlichen Boden, verschwanden wie Nebel vor der Sonne, aber das dakische Romanentum ließ gebeugten Hauptes die Ungewitter über sich hinziehen und klammerte sich an die altererbten Sitze, bis bessere Tage kamen und es aufstand und die Glieder reckte.

„Die Äcker und Weingärten wurden wieder für ein Jahrtausend die Weidegründe nomadischer Stämme, von welchen einer den andern aus dem Besitze hinaustrieb" — dieser Satz Roeslers (p. 66) ist wenigstens zur Hälfte falsch, denn er paßt nur für die Ebenen der Moldau und Walachei, nicht aber für das Hauptland der Provinz Dacia, für Siebenbürgen, wo „die Äcker und Weingärten" allein noch zu finden waren; in die leeren Plätze drängte sich hier kein nomadischer Stamm ein, sondern vielmehr der ackerbauende Slawe: gesteht doch Roesler selbst, „daß sich seit der Mitte des 6. Jahrhunderts der ethnische Charakter des oströmischen Reiches durchaus" geändert hat. „Es ist eine Zeit, wo von Arkona an der Ostsee bis Kap Matapan in Morea ununterbrochene slavische Ansiedlungen den Continent erfüllen. Sklavinien, Slavenland heißen sie insgesammt bei den byzantischen Chronisten"[1]).

Überdies, was konnten nomadische Stämme in einem Lande wie Siebenbürgen anderes suchen und finden als gelegentlichen Raub an Menschen, Vieh und Getreide? Durch eine Fülle von verschlungenen, umgebeugten und einander kreuzenden Bergketten wird es zu einem Komplex unzusammenhängender Thäler und selbständiger Flußgebiete; noch heute führt, trotz Eisenbahn und Chaussee, jede Landschaft ein Sonderleben für sich, und der Binnenverkehr ist ein relativ geringer geblieben[2]). Eigneten sich die Pußten Ungarns, die Steppen Südrußlands, die Ebenen Bessarabiens, der Moldau und der Walachei nicht unvergleichlich viel besser zu Tummelplätzen für die Reitervölker, welche bis tief ins Mittelalter hinein den Weltteil beunruhigen sollten? Die wilden Berge mit ihren düsteren Forsten, die stark gewellten Hügelländer, die sumpfigen

[1]) Roesler, p. 75.

[2]) Welch Kontrast dazu das seinem Umriß nach nicht unähnliche Böhmen, welches durch sein eines großes Flußsystem zu einem stramm centralisirten Ganzen wird!

Thalsohlen Siebenbürgens lockten den rossefrohen Awaren, Magyaren, Petschenegen und Kumanen nicht zu bleibendem Aufenthalt; die großen Völkerungewitter, welche alles in ihrem Bereich vernichteten und vor sich herfegten, brausten rechts und links an den trotzigen Mauern der Bergesveste vorbei.

Als bleibender Gast aber trat der Slawe auf; und wenn wir ihm jetzt auf dem siebenbürger Hochlande nicht mehr begegnen, oder doch nur als in ganz moderner Zeit angesiedeltem Kolonisten, so legen uns die unzähligen slawischen Orts-, Berg-, Fluß- und Lokalitätsnamen das unverdächtigste Zeugnis dafür ab, daß er einst einen großen Teil des Landes in unbestrittenen, dauernden Besitz genommen hat. Ob die Teilung der Erde zwischen den in Siebenbürgen hausenden Romanen und den slawischen Ankömmlingen eine friedliche war, oder ob die letzteren erst in blutigen Kämpfen ihre Ackergründe erringen mußten, wissen wir nicht, doch dünkt uns der zweite Fall der wahrscheinlichere; erst nach und nach wird sich zwischen den jetzt auf die Berge beschränkten romanischen Hirten und den Slawen im Thal ein friedliches, auf dem Austausch der beiderseitigen Produkte beruhendes Verhältnis gebildet haben.

Die Slawen also, nicht die nomadischen Stämme, waren es, von denen die Romanen allenfalls überschichtet und aufgesaugt werden konnten. Und in der That, wir sehen, daß dies südlich der Donau, in den beiden „Aurelianischen" Dakien, der Fall gewesen ist.

Hierhin war alles verpflanzt worden, wem die Atmosphäre nördlich der Donau zu schwül geworden; wir sind also berechtigt, daselbst für das Ende des 3. und für das ganze 4. Jahrhundert eine ziemlich dichte romanische Bevölkerung anzunehmen, indem zu den von jeher dort ansässigen romanisirten Moesiern nun eine immerhin nach Zehntausenden zählende Emigrantenmasse gekommen war.

Was aber ward aus all diesen Romanen, als einmal der Donaulimes seine schützende Kraft verloren hatte? Sie waren unfähig, gegen den slawischen Eindringling das Land zu behaupten: „Durch fortgesetzte Niedermetzelungen und Wegschleppungen, welche meistens die Bemittelten trafen, war die alte Bevölkerurg unendlich

verringert worden; in die ledig gewordenen Räume und Besitztümer traten die Slaven ein, welche sich nicht mit Raubzügen begnügten, sondern dauernde Ansiedlung vorzogen und die öden Äcker wieder zu bebauen anfingen .... Was von der alten römischen, latein redenden Bevölkerung Moesiens und der beiden Dacien übrig blieb, war in den Städten jener arme Theil des Volks, welcher alle Umwälzungen im Staatsleben zu überdauern pflegt, auf dem Lande das Hirtenvolk, welches in die unzugänglichsten Gebiete zu entweichen und den Sturm hier abzuwarten am geeignetsten ist. Ganz so geschah es auch in Thracien; auch hier hatte sich der romanisirte Theil des thracischen Volks, darunter namentlich die Bessen, auch nur in der zahlreichen Classe der Hirten erhalten" [1]).

Warum in aller Welt soll dies das Schicksal der Romanen nur in Moesien und Thrakien, nicht aber auch im Trajanischen Dakien gewesen sein? Von Pindus und Rhodope bis in die galizischen Karpaten ganz die gleiche Physiognomie: der Bauer slawisch, der Hirt romanisch, die Städtebevölkerung entweder schon vernichtet oder (mit Ausnahme der griechischen Küstenstädte) auf den Aussterbeetat gesetzt, denn „der Slave liebte es, auf dem Lande zu wohnen, die Geschlossenheit städtischen Wohnens sagte ihm nicht zu, Schonung städtischer Anlagen war ihm daher durchaus fremd. In den kurzen und dürren Zeilen, welche die große Umwälzung im Reiche melden, lesen wir zwar nur ausdrücklich von der Zerstörung der Orte Singedunum (Belgrad), Anchialos, Ratiaria (Arzer-Palanka), Bononia (Widin) u. a. Daß die Verwüstung aber weit größere Kreise zog, ist sonst zu erschließen" [2]).

Wir sehen, auf das städtische Romanentum ist gar nicht mehr zu rechnen, aus ihm kann Roesler seine „Rückwanderer" ins Trajanische Dakien nicht rekrutiren; auch die moesischen und thrakischen romanischen Hirten sind niemals „rückgewandert"; sie waren überhaupt zu keiner Zeit Bewohner des norddanubischen Landes — wohl verließen sie ihre Heimat (s. oben), aber nicht um nordwärts, also den gefürchteten Feinden entgegen, sondern um

---

[1]) Roesler, p. 74, 75.
[2]) Roesler, p. 75.

süd- und südwestwärts zu wandern, dem von Norden kommenden slawischen Stoße ausweichend; und noch heute weiden sie in den damals gefundenen südlicheren Sitzen ihre Herden, soweit sie nicht seither entnationalisirt wurden.

Nun braucht in Siebenbürgen keineswegs eine absolut größere Masse romanischer Elemente dem Völkersturm entronnen zu sein als südlich der Donau auf der Balkanhalbinsel; hier wie dort waren die romanischen Hirten gewiß numerisch sehr schwach gegenüber der Masse der slawischen Bauern. Daß sich aber nur in dem Karpatenwinkel, nicht auf der Balkanhalbinsel, eine wirkliche rumänische Nation, ein größeres rumänisches Volksganzes gebildet hat, liegt einzig und allein an der nicht genug zu betonenden Verschiedenheit der geographischen Bedingungen: Südlich der Donau fehlt ein berggegürtetes Centralland, wie Siebenbürgen ist; der Balkan und die übrigen Gebirge der Halbinsel sind zu schmal und zu arm an breiteren Hochweiden, als daß sie zahlreichere Hirtenstämme ernähren könnten.

Da wir nicht annehmen dürfen, daß Kaiser Aurelian die Romanen, alle bis auf den letzten Mann, aus dem Trajanischen Dakien wegführte, gehen wir nun einen Schritt weiter: So gut sich auf den Bergen Thessaliens, Altserbiens und Makedoniens der romanische Hirt der Überschichtung durch die Slawen unten im Thal erwehrte, ebenso gut und noch besser vermochte das der romanische Hirt auf den Bergjochen Siebenbürgens — den Untergang dagegen der romanischen Ackerbauer und Städter nördlich wie südlich der Donau wird man Roesler wohl ohne weiteres zugeben dürfen.

Wir haben bisher nur der slawischen Eindringlinge gedacht; aber nahmen nicht unmittelbar nach der Räumung der transdanubischen Provinz, mit oder ohne Aurelians Einwilligung, Goten und Wandalen Besitz von dem herrenlosen Lande? Sollte nicht diesen unbarmherzigen Würgern dasjenige nördlich der Donau gelungen sein, was später drüben in Makedonien und Nordgriechenland der Slawe nicht fertig brachte — die Ausrottung des romanischen Hirtentums?

Thatsächliche Kunde über das Schalten und Walten der neuen gotischen Herren in Dakien haben wir so gut wie gar nicht; wir

erfahren nur, daß im Westen die Wandalen, im Osten die eigentlichen Goten sich festsetzten. Die Siedelungen der ersteren lagen an den Flüssen Maris, Crisius, Miliare und Gilpil; den Maris und Crisius findet man, wohl mit Recht, in den heutigen Flüssen Maros und Körös wieder; solange man aber Miliare und Gilpil nicht sicher unterzubringen weiß[1]), hindert uns nichts, die Wandalen, statt auf das Hochland von Siebenbürgen, an den Unterlauf von Maros und Körös zu verlegen, also in die Gegend von Temesvar, Arad und Groß-Wardein.

Von den Goten glaubt man, daß der Schwerpunkt ihrer Macht und Volksmasse in der Moldau gewesen sei: auch von ihnen bleibt es ungewiß, ob sie auf das Hochland hinaufstiegen. Aber wenn auch, sie beschränkten sich jedenfalls auf den wohnlicheren Süden Siebenbürgens, und die bloße Thatsache der Anwesenheit von Wandalen oder Goten oder von beiden zugleich darf nicht zu der Annahme verführen, daß diese die bisherigen Bewohner ausgerottet hätten. Im Gegenteil, überall wo der Gote sich bleibend niederließ, schonte er thunlichst die alte Bevölkerung.

Der Römer lernte die Goten hauptsächlich als arge Räuber kennen, doch aber verlief die gotische Geschichte durchaus nicht ganz in Raubzügen — nach außen, allerdings; allein nach innen, in ihrem eigenen Machtgebiet, traten sie auf als Kriegerkaste über den arbeitenden Kasten, als das Herrenvolk, dem die Besiegten zu dienen und zu zinsen haben, und es fiel ihnen nicht ein, ihre besten Einnahmequellen, den Ackerbau und die Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen, durch brutale, nutzlose Bedrückung und Schlächterei zu verstopfen. Ja, sie selbst bequemten sich, wie die Moeso- und Krim-Goten, zu friedlicher Arbeit, wenn und so lange geographische oder andere Notwendigkeit sie in einer abgeschlossenen Lokalität festhielt.

Mögen also Goten und Wandalen in Siebenbürgen gewohnt haben, wir finden darin keine Bedrohung für die Existenz der alten

[1]) Wenn Gooß, Studien zur Geogr. u. Gesch. d. Trajan. Daciens, Miliare und Gilpil für den Weißen und Schwarzen Körös erklärt, so ist das nur Vermutung; auch dadurch aber würden die Sitze der Wandalen immer noch nicht fixirt.

Bevölkerung, zumal nicht der Hirten, die jedem Stoße leicht ausweichen konnten. Was ging es sie an, wenn drunten im Marosthal Goten und Wandalen aufeinander trafen und rangen um den Besitz des Landes? — Die Wandalen unterlagen und entwichen nach Pannonien; der Gote herrschte jetzt ohne Nebenbuhler vom Dnjestr bis an die Theiß, — aber doch nur über die Ebene und die breiteren Thalgebiete, auf den Bergen hatte er nichts zu suchen!

Der Name Dacia (Traiana) war für immer aus dem Munde der Menschen verschwunden und hatte dem Namen Gothia Platz gemacht. Aber nicht lange und eine dritte Bezeichnung, Scythia, Σκυθική, kam auf, seitdem die Hunnen auf ihrem Zuge nach Westen die Ostgoten über den Haufen gerannt und die Westgoten zur Räumung ihres Landes gezwungen hatten. Der größere Teil der letzteren suchte unter Fritigerns Führung Sitze in Moesien, der andere aber unter Athanarich warf sich ins Gebirge, Caucaland, worunter zweifellos Siebenbürgen zu verstehen ist[1]).

Hier haben wir einen Beweis, daß bisher (bis 376) die Goten das Hochland nicht besiedelt, sondern höchstens Tribute aus ihm bezogen hatten; was uns aber überrascht, ist die Angabe, daß sie, um für sich Platz zu schaffen, „Sarmaten" verdrängen mußten: In Kaukaland, wie Ammian es schildert, konnten unmöglich sarmatische Reitervölker, Jazygen oder Roxolanen, wohnen; Örtlichkeiten, welche sich für die schweifenden Sarmaten mit ihrem Raum- und Weidebedürfnis eigneten, konnten selbstverständlich nicht das sein, was Athanarich zu seiner Deckung gegen den hunnischen Steppenbewohner brauchte, konnten ihn nicht gegen den Einbruch des letzteren sichern. Wer also waren diese „Sarmaten"?

Wir wissen ja, die Alten nahmen es mit Bezeichnungen wie Sarmate, Scythe nicht so genau; sie waren leicht geneigt, alles fremde Volkstum jenseits der Donau so zu benennen. Auch Ammian, dem wir jene Notiz verdanken, scheut sich nicht, den Namen „Sarmaten" auf Stämme zu übertragen, die ethnographisch sicherlich

[1]) Ammian. XXXI, 4,12: ad Caucalandensem locum altitudine silvarum inaccessum et montium cum suis omnibus declinavit, Sarmatis inde extrusis.

sehr voneinander verschieden waren — wir denken an die vielbesprochenen Sarmatae Liberi und Sarmatae Limigantes.

Bekanntlich hausten die sarmatischen Jazygen, oft auch Jazyges Metanastae, d. h. die „Wandernden" oder „Vertriebenen", genannt, in den Steppen zwischen Donau und Theiß. Alle Berichte schildern sie als echtes nomadisirendes und räuberisches Reitervolk, welches feste Sitze und Ackerbau nicht kannte und dadurch sich scharf von seinen seßhaften Nachbarn abhob [1]).

Raubzüge, bei denen sie einem feindlichen Heere aus dem Wege gehen konnten, waren ihnen lieber als Kampf in offenem Felde; Hauptwaffe war ihnen die lange Lanze; zum Schutze diente ein Linnenpanzer, schuppenförmig mit glatten, geschabten Hornstücken besetzt; stets erschienen sie beritten, und zwar gaben sie kastrirten Pferden den Vorzug; um schneller von der Stelle zu kommen, führten sie meist noch Reservepferde mit sich, sodaß sie öfter wechseln und, ohne zu rasten, riesige Entfernungen zurücklegen konnten [2]).

Ammian [3]) nennt sie sowie die häufig mit ihnen gemeinsam operirenden Quaden das „eingefleischteste Raubgesindel", welches unvermutet über die Ortschaften herzufallen liebte, um die Männer erbarmungslos abzuschlachten, die Häuser anzuzünden und Weiber, Kinder und Vieh mit sich fortzuschleppen.

Im Jahre 358 überschritt Kaiser Constantius zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums die ausgetretene Donau auf einer Schiffbrücke, um die Sarmaten und Quaden zu züchtigen. Er traf die Feinde unvorbereitet — die Donau war kaum schon eisfrei, und sie hatten die Römer nicht zu so früher Jahreszeit erwartet. Erschlagen wurde, wer nicht in die Berge floh. Der Kaiser ließ nun das Land [4]) gründlich verwüsten, und die Barbaren mußten von

[1]) Tac. Germ. 46: Hi (Venedi) tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt et scuta gestunt et peditum usu ac pernicitate gaudent; quae omnia diversa sunt Sarmatis in plaustro equoque viventibus.

[2]) Ammian. XVII, 12, 2, 3:

[3]) XVI, 10,20: latrocinandi peritissimum genus. XXIX, 6,8: ad raptus et latrocinia gentes aptissimae.

[4]) Denjenigen Teil Sarmatiens, quae secundam prospectat Pannoniam. XVII, 12,6.

ihren Schlupfwinkeln aus diesem Zerstörungswerk unthätig zuschauen[1]).

Von hier zogen dann die Römer weiter in denjenigen Teil Sarmatiens, welcher der Valeria gegenüberliegt, und verheerten auch dort alles durch Raub und Brand[2]), so daß schließlich die Feinde, um den gänzlichen Ruin ihres Landes zu verhindern, ihre Taktik aufgaben und, wenn auch ohne Glück, den Römern in offener Feldschlacht entgegentraten.

Nun muß es doch befremden, daß bei einem Volke, welches weder Ackerbau noch feste Wohnungen kannte, sondern nomadisirte und seine Weiber und Kinder sowie sein ganzes Hab' und Gut auf Wagen mit sich führte, überhaupt etwas zu verwüsten und zu verbrennen war. Auch wenn uns weiter nichts überliefert wäre, dürften wir schon schließen, daß neben oder unter den sarmatischen Jazygen ein ackerbauender Stamm lebte — Ist es doch bis auf den heutigen Tag das eifrige Bestreben aller Wüsten- und Steppenhorden geblieben, ansässige, den Boden bestellende Völkerschaften unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, um von ihnen jährlich einen namhaften Teil ihrer Ernten zu erpressen!

Überdies aber wird uns ausdrücklich berichtet, daß im Jazygenlande ein geknechteter Stamm hauste, der ebenso wie seine Herren von den Römern Sarmatae genannt ward, der aber ganz sicher nicht von sarmatischer Nationalität war, denn er baute das Feld, hatte feste Wohnungen — Holzhäuser mit Strohdächern[3]) —, verstand Kähne anzufertigen, wohl hauptsächlich für den Fischfang in Donau und Theiß, ja, wohnte in Städten, von denen Ptolemaeus[4]) uns mehrere aufzählt.

Und ferner erfahren wir, daß diese seßhaften „Sarmaten", welche im Gegensatz zu ihren Herren, den Liberi oder Arcaragantes[5]) Sarmatae, servi oder Limigantes Sarmatae hießen, in

[1]) XVII, 12,4: populandis barbarorum incubuit terris. 5: inter latebrosas convalles montium occultati videbant patriam ferro pereuntem.

[2]) XVII, 12,6: opes barbaras urendo rapiendoque occurrentia militaris turba vastavit.

[3]) Ammian XVII, 13, 13, 14.

[4]) Ptolemaeus III, c. 1.

[5]) Hieronymi Chron. ad a. 337.

einem Teile des Landes sich gegen ihre Unterdrücker empört und dieselben genötigt hatten, teils bei den Römern, teils bei den germanischen Victofalen (Victohalen) Schutz und Unterkunft zu suchen.

Welcher Nationalität nun müssen die Limigantes Sarmatae zugerechnet werden? — Den Dakern oder Germanen keinenfalls, sonst wären sie von den römischen Schriftstellern unfehlbar als solche bezeichnet worden[1]) — Es bleibt uns nichts, als sie, nach Schafariks Vorgange, für Slawen zu erklären.

Damit würde auch jene Schwierigkeit entfallen, daß Ammian (s. oben Seite 90) in den unzugänglichen Wald- und Bergwildnissen Kaukalands „Sarmaten" wohnen läßt; wir werden kein Bedenken tragen, gleichfalls in ihnen einen slawischen Stamm wiederzufinden; ja, wir glauben keine allzu kühne Hypothese auszusprechen, wenn wir die von Athanarich aus Kaukaland verdrängten Sarmaten für identisch mit den Sarmatae Limigantes oder einer Abteilung derselben erklären.

Die Wohnsitze derselben lassen sich aus Ammians verworrener Darstellung schwer fixiren; so viel scheint aber gewiß zu sein, daß die südöstlichen Stämme der Limiganten in den Sumpfgegenden um den Zusammenfluß von Donau und Theiß und von da ab weiter östlich im Banat und in den Grenzgebirgen Siebenbürgens wohnten[2]).

Um die unruhigen Nachbarn los zu werden, verpflanzten die Römer sie, unbekannt wohin (ad loca longe discreta), im Jahre 358; allein schon das Jahr darauf sah sie wieder in ihren alten Sitzen, so daß die Römer aufs neue genötigt waren, sie zu bekämpfen.

Nicht lange mehr, so siedelten die Hunnen sich in den ungarischen Ebenen an; ihrem Machtgebot konnten sich die Limiganten und anderen Slawenstämme natürlich noch weniger entziehen, als einst dem der Römer.

Es läßt sich nicht verhehlen, einen strengen Beweis vermögen wir für diese unsere Auffassung, daß die Slawen schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts in den Karpatenländern wohnten, nicht zu führen; allein wenigstens eine starke Wahrscheinlichkeit ergiebt sich

---

[1]) Schafarik, Slavische Alkertümer I, p. 250 f.
[2]) Ammian. XVII, 13, 3, 4, 22, 29.

aus Obigem für dieselbe, während andrerseits für die herkömmliche Annahme, nach welcher die Slawisirung der Gebiete an der unteren Donau und der Balkanhalbinsel erst ins 6. Jahrhundert verlegt wird, sehr viel weniger Gründe zu sprechen scheinen. Und zugegeben, daß der letztere Zeitpunkt für Griechenland und Thrakien stimmte, für das transdanubische Dakien und für Pannonien müssen wir schon deshalb einen früheren annehmen, weil die Wanderung eines Volks mit Weib und Kind, Vieh und Gerät sich nicht im Handumdrehen vollzieht: die Slawen müssen bedeutend eher im Szamosthal erschienen sein als in Morea oder im Weichbilde von Konstantinopel. Brauchten doch selbst die Hunnen, dieses flüchtige Reitervolk, das nicht ackerte und nicht säete, also auch nicht zu längeren Stationen gezwungen war, mehr als ein halbes Jahrhundert, bis sie von der Wolga an die Donau gelangten.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier die unendlich schwierige Frage nach den ursprünglichen Sitzen der großen slawischen Familie zu streifen; wir sprechen uns gegen beide Extreme aus: sowohl gegen das eine, daß erst im 6. Jahrhundert die Slawen die Donau erreicht hätten, als auch gegen jenes andere, daß schon die alten Daker der slawischen Nationalität zugerechnet werden müßten.

Daß das „Gotenreich" Hermanrichs hauptsächlich auf der Basis von unterworfenen Slawen- (und Finnen-) Stämmen sich aufbaute, darf als sicher angenommen werden, und es hätte an sich einige Wahrscheinlichkeit, wenn man schließen wollte, daß der Zusammenbruch dieses Reichs und die Ankunft der Hunnen die slawischen Stämme bewog, süd- und südwestwärts abzurücken. Aber einerseits wäre das bloße Vermutung, andrerseits ist nicht einzusehen, warum die Hunnen den Slawen solches Entsetzen sollten eingeflößt haben — Von jeher ist es der letzteren Loos gewesen, sich unter die Faust stammfremder Eroberer zu ducken; geduldig bis an die Grenzen des Unerträglichen, haben sie, wo immer sie saßen, einen mehr oder minder beträchtlichen Teil ihrer Ernten, ihrer Herden ihren Herren abgetreten, und wir dürfen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß die Hunnen ihnen nicht sehr viel härtere Bedingungen auferlegten, als etwa Hermanrich und sein Kriegsgefolge,

und daß die Hunnen genau ebenso wenig Veranlassung oder Interesse daran hatten, ihre slawischen Unterthanen zur Auswanderung zu treiben oder gar auszurotten, als vorher die Gothen, nachher die warägischen Russen und die ganze Zahl der Steppenvölker, der Awaren, Bulgaren, Petschenegen, Magyaren, Kumanen und Mongolen.

Das freilich ist nicht unmöglich, daß die Hunnen, als sie in Ungarn sich niederließen, ihre slawischen Knechte mit ins Land brachten und so die, wie wir sahen, wahrscheinlich bereits dort vorhandene slawische Bevölkerung noch verstärkten. Mögen es nun die alten Limiganten oder Neuankömmlinge gewesen sein, so viel ist sicher aus dem berühmten Gesandtschaftsbericht des Priskos zu erweisen, daß unter den Hunnen in Ungarn eine dienende Bevölkerung lebte, welche nicht wie jene in Zelten, sondern in ständigen Dörfern wohnte und Ackerbau trieb. Zwar hat Priskos es unterlassen, uns direkt über die Nationalität dieser hörigen Bauern Aufschluß zu geben, aber die letzteren können, wie die Limiganten, wohl nur Slawen gewesen sein[1]), — getisch-dakische Stämme gab es an der Theiß seit lange nicht mehr, ihre Reste waren unter die Romanen in Siebenbürgen aufgegangen; und Germanen waren es auch nicht, die würde der byzantinische Gesandte sicher genannt haben.

Wenigstens erfahren wir aber aus seinem Bericht die Landesprodukte, die in den Dörfern dieser rätselhaften Bevölkerung erhältlich waren: Hirse, Honigwein (μέδος) und ein bierartiges Getränk. Daraus läßt sich doch nicht allzu viel folgern: Hirse bauten schon die alten Pannonier[2]), und die waren keine Slawen; es ist also übertrieben, wenn man Hirse zur spezifisch slawisch-nationalen Getreideart machen will; was den Meth anbetrifft, so sagt Schafarik allerdings sehr richtig, daß dieses Wort in der deutschen Sprache ganz vereinsamt dastehe, während es in der slawischen tief verwurzelt und verbreitet sei; aber weil eben weder Wort noch Sache rein auf die Slawen beschränkt ist, kann auch der Meth

---

[1]) Vgl. Schafarik I, p. 251 f.
[2]) Strabo VII, c. 5; Dio Cassius XLIX, 36.

nicht entscheidend sein. Da giebt uns nun Jordanis einen überaus wichtigen Beitrag zur Beantwortung der Frage: nicht nur, daß er bestätigt[1]), es hätten in der That „verschiedene unterthänige Nationen" im Lande der Hunnen gelebt, er gebraucht dann bei der Schilderung von Attila's Leichenfeier das Wort Strawa — Niemand aber kann leugnen, daß dies ein echt slawisches Wort und eine echt slawische Sache ist: zusammengehalten mit allen vorhin angeführten Indicien, liefert es uns den unanfechtbaren Beweis, daß mindestens zur Zeit Attila's Slawen in Ungarn saßen. Wenn nun Hunfalvy sich tröstend sagt: „Indeß all das beweist nicht das massenhafte Vorhandensein der Slaven im heutigen Ungarn während der Herrschaft Attilas"[2]), so kann man daraus nur herauslesen, wie schmerzlich es den Magyaren ist, daß nicht sie die ersten Ankömmlinge waren und infolge dessen auch nicht das „historische Recht" auf die Karpatenländer haben; ob massenhaft oder nicht, ist einerlei: gab es zur Hunnenzeit zwanzig Slawen in Ungarn, dann konnte es auch zwanzig Tausend geben und mehr, der Platz war da.

Doch lassen wir das eigentliche Ungarn und beschäftigen wir uns mit Kaukaland, Siebenbürgen, das uns hier hauptsächlich angeht. Es will uns durchaus nicht unwahrscheinlich dünken – bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten haben wir es ja leider immer nur mit wahrscheinlich und unwahrscheinlich zu thun —, daß schon bald nach der Räumung Dakiens die Slawen die Rücken des nördlichen Grenzgebirgs überschritten und die für den Ackerbau tauglichen Thäler in Besitz nahmen, wohl vornehmlich den Süden des Landes, wo (s. oben Seite 76) der römische Grundbesitz sich am längsten gehalten haben mochte, wo also nach dem Auszuge ein „leeres" Land war. Wir wissen nicht, von welcher Seite her und durch welchen Paß Athanarich sich in das siebenbürgische Kaukaland flüchtete, vielleicht von Süden her und durch den Rotenturmpaß: er hätte dann die slawischen „Sarmaten" gleich nördlich der

---

[1]) Jordanis, Getica c. 43.

[2]) Ethnographie von Ungarn, p. 93.

transsilvanischen Alpen und im Gebiete der Kokelflüsse [1]) gefunden. Sie werden vor ihm wieder nach Norden gewichen sein.

Aber auch die Goten gaben das Land bald wieder auf, ihres Bleibens in Osteuropa war nicht lange mehr. Nach dem Zusammenbruch des hunnischen Reiches waren es die Gepiden, die Erben des Landes an Theiß und Donau, welche dem alten Dakien den neuen Namen Gepidia erteilten. Nur ist uns abermals nicht überliefert, ob sie bloß bis an den Fuß der siebenbürgischen Berge wohnten, so daß Romanen und Slawen in ungestörtem Besitz des Hochlands blieben, oder ob sie auch das letztere zu ständigem Aufenthalt occupirten. „Im Südosten umfaßte dieses (nämlich Gepidia) das Mündungsland am Zusammenfluß der drei Ströme, Donau, Theiß und Save; ihre Befestigungswerke standen an den sumpfigen Ufern des Ulcaflusses, jetzt Vuka zwischen Eszek und Vinkovce; das vielbegehrte Sirmium gehörte doch am öftesten und längsten ihnen.

„Die gepidische Herrschaft erlag im Jahre 568 der vereinigten Kraft der Langobarden und Avaren und die letzteren, einer der wildesten türkischen Stämme, bemächtigten sich der großen Länderbeute, welche ihnen die Langobarden überließen. Ihr rohes Walten reichte bald von der Ens bis an die östlichen Bergwälle Siebenbürgens. Gab es eine römische Bevölkerung im Norden der Donau, so muß auch sie in avarische Knechtschaft gesunken sein, und die Faust dieser Herren war eisern. Doch wir vernehmen nichts von ihr, dagegen von leibeigenen Gepiden, welche im Heere des Chagans bei der Belagerung von Konstantinopel im J. 627 Dienste leisten" [2]).

Jedesmal wenn Roesler von dem Hereinbrechen eines neuen wilden Barbarenvolks über die Lande an der niederen Donau be-

---

[1]) Roesler p. 72: „Athanarich . . . warf sich . . . . in das Kaukaland, wahrscheinlich das alte Gebiet des dacischen Stammes der Caucoensii und vielleicht der Theil Siebenbürgens, in dem die Kokel fließt." Diese etymologische Vermutung erscheint noch gewagter als diejenige Grimm's, Gesch. d. deutsch. Spr. p. 469, nach welcher Kaukaland vom gotischen hauhai (also „Hochland") abzuleiten wäre. Die Caucoensii waren längst verschwunden, kein Name wird mehr an sie erinnert haben. — Vgl. noch Hunfalvy p. 392, A. 112.

[2]) Roesler p. 73, 74.

richten darf, scheint ihm das eine heimliche Freude und Erleichterung zu bereiten, denn er vermag sich das drückende Bewußtsein, daß am Ende doch noch Romanen im alten Dakien zurückgeblieben seien, nicht von der Seele fortzureden; da ist es ihm tröstlich, daß periodisch neue Herrenvölker anlangen und eins immer grausamer und mordlustiger als das andere, so daß die Chancen der etwaigen armseligen Romanenreste, ihr Dasein weiter zu fristen, stets schwächer und ungünstiger werden müssen!

Allein er übersieht folgendes: Hatten schon die ansässigen oder halbansässigen Ostgermanen die schweifenden Hochgebirgshirten nicht verderben können, wie sollte das den Reitervölkern gelingen, die auf der ganzen Welt vor nichts so große Angst haben wie vor Berg, Wald und Sumpf? Wie sollte die „eiserne Faust" der Awaren, unter deren Druck die Gepiden in der Ebene immerhin ächzen mochten[1]), bis auf den Kamm der unwegsamen Karpaten reichen?

Gerade daß wir im Heere des Chagans nur von dem Kontingent der leibeigenen Gepiden, nicht aber von dem der Romanen oder Wlachen hören, beweist reichlich so gut, daß die Herrschaft der Awaren sich nicht über die letzteren erstreckte, als daß es auf dem siebenbürgischen Hochlande überhaupt keine Romanen mehr gab. Man darf eben mit dem argumentum a silentio keinen Mißbrauch treiben.

Nicht einmal von den Gepiden ist es ausgemacht, daß ihr Loos ein schwereres gewesen, als es die Hörigkeit an und für sich mit sich bringt.

In einem der Feldzüge der Rhomäer gegen die Awaren setzte ein Rekognoszirungstrupp der ersteren über die Theiß und fand dort drei Gepidendörfer, deren Bevölkerung im tiefsten Schlafe lag, da sie am Tage vorher ein Volksfest gefeiert und dem Meth allzu tapfer zugesprochen hatte: die Rhomäer mordeten die Schlaf-

---

[1]) Paul. Diac. I, 27: Usque hodie (um 790) Hunis eorum (nämlich der Gepiden) patriam possidentibus, duro imperio subiecti gemant. Diese Notiz ist aber vielleicht eher bloße Phrase, als daß sie auf wirklicher Kenntnis von der Lage der Gepiden beruht.

trunkenen Mann für Mann hin[1]). Mit Recht sagt Hunfalvy[2]): „Würden diese in avarischer Knechtschaft geschmachtet haben, wie Paulus berichtet, so hätte das wahrscheinlich auch der römische Heerführer in Erfahrung gebracht und auch gegen die Avaren benützt. Das würde die Pflicht eines klugen römischen Heerführers, und als solchen kennt man den Priskus aus der Geschichte, gewesen sein. Auch die gepidische Volksmenge selbst, mag sie sich nun zum Markte oder aus religiösen Motiven versammelt haben, zeigt auf kein unterdrücktes, schmachtendes Volk, sondern vielmehr auf ein solches, das die Avaren, während sie auf Leben und Tod kämpften, im völligen Frieden sich unterhalten ließen .... Die drei gepidischen Ansiedelungen, von denen oben die Rede war, lagen im heutigen Báczer Comitate, und die große Menge der getöteten Gepiden weist wiederum auf eine dichte gepidische Bevölkerung in dieser Gegend hin. Indeß im Laufe der Zeit verschwinden die Gepiden, d. h. sie verschmelzen mit anderen Volksstämmen. In der Mitte des neunten Jahrhunderts gedenkt ihrer zum letzten Male ein anonymer Schriftsteller[3]), indem er sagt: Die Hunnen vertrieben die Römer, die Gothen und die Gepiden. Von diesen Gepiden wohnen auch jetzt noch einige daselbst."

So gut nun wie die Gepiden, oder besser noch, konnten auch die Romanen Siebenbürgens die awarische Herrschaft überdauern.

Auch aus der Angabe, daß in einer Schlacht 3000 Awaren, 8000 Slawen und 6200 „andere Barbaren" als Gefangene in die Hände der Rhomäer fielen, will Roesler den Schluß ziehen, daß es keine Romanen, oder wie er sich eigentümlich genug ausdrückt, keine „ansässigen Römer" mehr jenseits der Donau gegeben habe: unter den 6200 „anderen Barbaren" müsse man sich Gepiden und andere germanische Stämme denken[4]).

Natürlich, von „ansässigen Römern" ist auch nach unserer Auffassung keine Rede; aber wer bürgt Roesler dafür, daß unter diesen

[1]) Theophyl. VIII, 4.

[2]) Ethnographie p. 88, 89.

[3]) Conversio Bagoariorum.

[4]) Roesler p. 75, 76. — Hunfalvy dagegen erklärt (p. 90) die „anderen Barbaren" für bulgarisch-hunnische Stämme.

6200 „anderen Barbaren", falls Siebenbürgens Bewohner überhaupt von den Awaren zur Heeresfolge gezwungen werden konnten, nicht sollten Romanen, Wlachen, sich befunden haben? Der Einwurf, daß man diese nicht schlechthin als Barbaren bezeichnet haben würde, wäre hinfällig, denn der Ausdruck „Barbar" deutet mindestens ebenso sehr auf eine tiefere Kulturstufe wie auf nationalen Gegensatz hin, und weshalb hätte der byzantinische Grieche, der Erbe und sorgliche Bewahrer einer hochgesteigerten, ja, raffinirten Kultur, in dem unsteten romanischen Bergnomaden, dessen einziger Ruhmestitel, sein Name, dem Träger selbst sicherlich schon unverständlich geworden war, etwas anderes sehen sollen als etwa im Slawen? Wer den letzteren, der als Ackerbauer immerhin auf höherer Stufe stand, einen Barbaren schalt, hatte keinen Grund, den Wlachen Bruder zu heißen; über die „lateinische" Sprache und Abkunft sah der griechische Hochmut ohnehin gern weg. Übrigens sollte Roesler nicht von „Römern", ansässigen oder nomadisirenden, sprechen, sondern von Romanen oder Wlachen.

Gegen Ende des 8. Jahrhunderts brach die Herrschaft der Awaren unter den Schlägen der Franken zusammen. Auch aus diesem Ereignis weiß Roesler für seine Hypothese Kapital zu schlagen: „Die bisher von den Avaren geknechteten Völker treten wieder aus dem Dunkel hervor. Auch von den Gepiden ist noch einmal die Rede. Nur die Römer oder die Romänen werden nicht genannt, alle Völker der Zeit senden ein und das anderemal Gesandtschaften an den neuen römischen Kaiser der Franken; von den Romänen trifft keine ein. Wäre es nicht natürlich gewesen, daß sie dem Manne, der ihnen die Ketten der avarischen Sklaverei gebrochen hatte, dankten und sich seines ferneren Schutzes gegen die gefährlichen Nomadenstämme im Osten versicherten? Welchen Antheil hätte die Kunde von neuentdeckten und jetzt erlösten Römern bei dem „römischen" Kaiser hervorgerufen. Auch als die Avaren noch herrschten, haben wir, wie schon bemerkt, nichts von ihnen vernommen, und es ist bekannt, daß die jeder Kunstfertigkeit entbehrenden, arbeitsscheuen Nomaden die Kunst und Thätigkeit ihrer dienstbaren Völker mit Eifer verwendeten. So ließen sie sich von Langobarden und Slaven Schiffe bauen, warum nützten sie nicht

jene römische Cultur aus, die in ihren dacischen Unterthanen fortleben mußte?“ [1])

Roesler supponirt, statt sich mit den Verhältnissen, wie sie thatsächlich geherrscht haben müssen, zu beschäftigen, beliebige andre, die auf die Wlachen nie gepaßt haben und passen konnten, und hat nun leichtes Spiel, die Absurdität dessen nachzuweisen, was heutzutage kein Gegner, wenigstens kein ernst zu nehmender, mehr behauptet. Wer wird denn jetzt noch darauf bestehen — abgesehen von einigen durch falsch verstandenen Patriotismus mißleiteten rumänischen Schriftstellern —, daß „römische Cultur“ in den Dakoromanen fortgelebt habe, daß sie ansässig waren, sogar in Städten wohnten und sich ihr Christentum bewahrt hatten? Wenn Roesler thut, als ob nur unter diesen Bedingungen eine romanische Bevölkerung habe fortexistiren können, und dann mit seinem ganzen Scharfsinn diese Seifenblase zum Platzen bringt, so hat er in der That damit gar nichts erreicht, als Gefahr zu laufen, daß seine Beweisführung für Spiegelfechterei angesehen wird.

Weshalb hätten nach dem Falle der Awarenmacht die Wlachen den fränkischen Herrscher [2]) mit Gesandtschaften beschicken sollen, wie angeblich „alle Völker der Zeit“? Es ist nur natürlich, daß sie es unterließen: erstens hatten sie wohl überhaupt nicht zu den von den Awaren geknechteten Völkern gehört, da sie durch Wohnsitz und Lebensweise immer hinreichend gegen Anfechtungen einer Steppenhorde geschützt sein mochten; zweitens aber bildeten sie wahrscheinlich damals überhaupt noch kein „Volk“ im eigentlichen Sinne des Worts; in Siebenbürgen wird damals der große Gährungs-Prozeß noch in vollem Gange gewesen sein, der aus den Romanen und Slawen dereinst die neue Misch-Nationalität der Rumänen hervorbringen sollte: nomadisirend zog hier die eine Abteilung der Romanen in ihrem Revier von Bergweide zu Berg-

---

[1]) Roesler p. 77. — Wo steht geschrieben, daß die Langobarden den Awaren ein „dienstbares Volk“ und nicht vielmehr Bundesgenossen waren?

[2]) Nicht den „römischen Kaiser“ — von dieser Würde konnten die Wlachen nichts wissen, ihre etwaigen Forderungen oder Anerbietungen hätten nur dem Frankenfürsten gegolten, welchem sein Kaisertum keine wirkliche Machtvergrößerung gebracht hat

weide; unten auf den Ackerfluren die meist noch nicht völlig romanisirte slawische Bauerschaft; drüben, jenseits des Thalbeckens, hauste ein andrer Wlachenschwarm, noch weiter vielleicht ein dritter — sie alle hatten keine gemeinsamen Institutionen, keinen gemeinsamen Herrscher, keine gemeinsamen Wohnsitze, folglich auch nicht das Gemeinbewußtsein, ein „Volk" zu sein — Wie hätten sie da auf den Gedanken kommen sollen, eine Gesandtschaft an Karl den Großen zu schicken? Und was hätten sie ihm bieten, was von ihm erbitten sollen?

Gesetzt aber, sie hätten es gethan, bloß um ihrer Dankbarkeit dafür, daß die Awaren ihnen nun nicht mehr ihre Schafherden wegzufangen drohten, freien Lauf zu lassen, so wäre der Name, unter dem sie sich am Frankenhofe eingeführt hätten, nicht „Römer" gewesen, sondern etwa „Wlache" oder vielleicht sogar derjenige des benachbarten, ihnen liirten Slawenstammes; es ist nichts als rhetorische Floskel, wenn Roesler voraussetzt, die „jetzt erlösten Römer" würden bei dem „römischen" Kaiser schon als solche den größten Anteil hervorgerufen haben: mit der größten Kälte hat später Kaiser Rotbart auf seinem Kreuzzuge die Fürsten der Bulgaro-Wlachen, das Brüderpaar Asen und Kalopeter, behandelt und ihre Bündnisanträge einfach von der Hand gewiesen, obgleich sie „Römer" und er „römischer" Kaiser!

Daß wir von den Dakoromanen nichts vernahmen, als noch das Land rings um ihre Berge unter der Herrschaft der Awaren stand, daß die letzteren nicht „die Kunst und Thätigkeit" derselben „mit Eifer verwendeten", erklärt sich sehr einfach: die Wlachen, als Nachkommen der nur in ihrer Sprache romanisirten dakischen Hirten, geboten über keinerlei wirkliche Kunstfertigkeiten; selbst also wenn sie den Awaren dienstbar waren, konnten die Herren sich von ihnen keine Schiffe bauen lassen wie von den Langobarden; die Wlachen saßen ja weder an der See noch an der Donau und verstanden vom Schiffsbau womöglich noch weniger als die Awaren selbst![1])

[1]) Paul. Diac. IV, 21. — Die Handwerker, welche Agilulf dem Awaren-Chagan zum Bau von Schiffen sandte, werden zudem schwerlich Langobarden gewesen sein, sondern italische Romanen.

Allein Roesler will das nicht einsehen, er zieht, um seinen Standpunkt zu verteidigen, selbst die in viel späterer Zeit von den magyarischen Königen ins Werk gesetzte deutsche Kolonisation Siebenbürgens herzu: „Wäre jene gewerbfleißige Nation der Walachen mit ihrer alten Cultur im Lande gewesen, so müßte man sich über diese Maaßregel der ungarischen Regierung billig wundern. Hätte sie es nötig befunden, die Deutschen zweihundert Meilen weit herzurufen, wenn ihr Land voll war von einer ansässigen Bevölkerung? Welche Gründe hätte sie ihnen angewiesen, wenn alle occupirt waren?“ [1])

Wir werden später auf diese Kolonisation zurückkommen; hier genügt es zu betonen, wie einseitig, fast möchte man sagen, voreingenommen und parteiisch Roesler vorgeht, wie hartnäckig er über den einen doch auch möglichen Fall, die Existenz einer schweifenden oder halb ansässigen romanischen Bevölkerung in Siebenbürgen, schweigt.

---

[1]) Roesler, p. 96.

7. Kapitel.

Bulgaren, Petschenegen, Magyaren und (Nord-)Rumänen.

Im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts war abermals ein östliches Reitervolk, die (wohl türkischen) Bulgaren, gegen Westen vorgedrungen; das rhomäische Reich hatte in der Folge wiederholt unter den Einfällen desselben zu leiden gehabt. Zu den Awaren andrerseits standen die Bulgaren lange in einem Unterthänigkeitsverhältnis, welches aber aufhörte, als um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Macht der ersteren durch innere Zerwürfnisse zu sinken begann.

Da erst wurden die Bulgaren dem oströmischen Reiche, an dessen Thore sie bisher immer nur drohend gepocht hatten, wirklich gefährlich; sie brachen stets von neuem über die Donau in die Balkanhalbinsel ein, seit 680 zu ständiger Niederlassung: die beiden (Aurelianischen) Dakien, das Untere Moesien und Kleinskythien (die heutige Dobrudscha) werden nach ihnen fortan Bulgarien genannt. Die in diesen Gebieten hausenden Slowenenstämme mußten sich der Herrschaft des wilden Volkes beugen, und auch die byzantinischen Waffen vermochten die Eindringlinge nicht wieder hinauszudrängen.

Sehr zahlreich dürften die Bulgaren indes kaum gewesen sein; es kann darum nicht Wunder nehmen, daß nach wenigen Generationen die Sieger anfingen, von der Nationalität der kulturell ihnen überlegenen Besiegten verschlungen zu werden: Dieser Verschmel-

zungsprozeß der beiden stammfremden Elemente zu einem Volke ist aber in seinen Einzelheiten so wenig zu verfolgen, daß es unthunlich erscheint, gegenwärtig noch bestimmen zu wollen, welche Züge in der ethnischen „Tracht" des heutigen (slawischen) Bulgaren auf den einen, welche auf den andern Mischteil zurückgehen; nicht einmal, ob sprachlich eine Nachwirkung der (eigentlichen) Bulgaren stattgefunden hat, ist sicher auszumachen, und nur dagegen wird nichts einzuwenden sein, daß der mit Recht oder Unrecht so oft betonte „Taubencharakter" der friedlichen, ackerbauenden Slawen durch den Einfluß ihrer neuen kriegerischen Herren eine schärfere Nüance annahm.

Die Bulgaren wurden, nach dem siegreichen Eingreifen der Franken in die pannonischen Dinge, zu Herren des größten Teils der Länderbeute, welche die zersprengten Awaren hinterließen, denn die Franken waren nicht im stande, über die weiten Gebiete, deren durch sie befreiten Slawenstämme ihnen nominell huldigten und gehorchten, eine wirkliche Herrschaft auszuüben. Eine reinliche Grenzlinie zwischen der Machtsphäre der Franken und derjenigen der Bulgaren zu ziehen, ist jedoch unmöglich; wir wissen nur, daß diese jenen mit den Waffen in der Hand entgegentraten, als sie Miene machten, ihre Oberhoheit über die slawischen Timotschaner und Branitschewzer auszudehnen. Bald wurden, durch Brand im eigenen Hause, die Franken gezwungen, einstweilen ihre Aufmerksamkeit überhaupt ganz von den Dingen an der Theiß und der niederen Donau abzulenken, und es bildete sich eine Art von neutraler Zone aus, innerhalb deren slawische Herrschaften aufkamen, die sich sowohl der Franken als auch der Bulgaren mit mehr oder weniger vollständigem Erfolge zu erwehren wußten.

Zum unmittelbaren Besitz der Bulgaren gehörte — außer dem eigentlichen Bulgarien zwischen Donau und Balkan — ganz sicher die heutige Walachei, wahrscheinlich auch Siebenbürgen (wenigstens der Süden oder Südwesten des Landes), und von Ungarn wohl der Teil östlich der Theiß. „Überhaupt kann seit der Ansiedlung der Bulgaren am Haemus die Geschichte der beiden Donauufer gar nicht streng gesondert werden, da z. B. berichtet wird, daß um 805 der Bulgarenchan Krum die von den Franken

über die Theiß gedrängten Überreste der Avaren seiner Herrschaft unterwarf, daß ebenderselbe nach der Einnahme von Adrianopel 813 tausende von Gefangenen an die linke Seite der Donau versetzte, und daß er kurz vor seinem Tode zum Zwecke eines Hauptschlages gegen Byzanz die Avaren und alle slovenischen Stämme des Nordens aufbot. Daher ist seitdem von einem jenseitigen Bulgarien (*Βουλγαρία ἐκεῖθεν τοῦ Ἴστρου*) die Rede[1])."

„Von ihren Feinden verfolgt, rückte damals die finnisch-ugrische Nation der Magyaren oder schwarzen Ugren vom Jaik her allmählich gegen Westen, um dessen Geißel zu werden. Nachdem sie den Franken gegen die mährischen Slaven Dienste geleistet hatte, bedienten sich ihrer die Byzantiner gegen die Bulgaren. Diese waren eben bis Constantinopel vorgedrungen. Da bewährte sich wieder einmal die alte Politik des romäischen Hofes, den einen Feind durch den andern zu besiegen. Kaiser Leo VI. (889—912) ließ die Ungarn auf griechischen Schiffen über die Donau kommen. Nach drei Niederlagen war der Bulgarenkönig zum Frieden mit Leo gezwungen. Mit Beute beladen, kehrten die Sieger heim, um im nächsten Jahre das Land südlich von den Karpaten, das ihnen jetzt schon nicht fremd war, auszuplündern. Aber die Bulgaren regten ihnen die alten Feinde, die Petschenegen, auf, die hinter den Ungarn am Don hausten. Diese also fielen in deren Wohnsitze ein und entrissen ihnen das Land. Da warfen sich die Ungarn auf das kaum verlassene große Tiefland, um es nicht wieder zu verlassen (896)[2])."

Auf welche Weise nun setzten sich die Magyaren mit den bisherigen Inhabern der Karpatenländer auseinander? Abgesehen von den Slawen in der ober- und niederungarischen Ebene, die entweder vertrieben oder auch magyarisirt werden mochten[3]), waren es im

---

[1]) Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1877, p. 451, 452.

[2]) Roesler p. 78.

[3]) Hunfalvy, p. 181: „Die Slaven jenseits der Donau verschmolzen mit den Magyaren und gingen in denselben unter, d. i. sie „magyarisirten" sich, wie Miklosich sagt, was auch die heutigen thatsächlichen Zustände bezeugen, denn dort, wo einstens Slaven gewohnt hatten, wohnen jetzt Magyaren, mit Ausnahme der später zugewanderten Deutschen."

Osten besonders die Bulgaren, welche nicht so ohne weiteres mit der neuen Nachbarschaft zufrieden gewesen sein werden.

Die Bulgaren waren Herren der Walachei, Siebenbürgens und des östlichen Ungarns[1]) und blieben es auch nach dem Erscheinen der Magyaren noch einige Zeit. Wo grenzten die beiden rivalisirenden Völker an einander?

Constantinus Porphyrogenetus giebt uns folgende Notiz: *πλησιάζουσι δὲ τοῖς Τούρκοις πρὸς μὲν τὸ ἀνατολικὸν μέρος*

---

[1]) Nach der neuesten erschöpfenden Zusammenstellung aller diese Frage betreffenden Momente bei Pič, p. 70 ff., dürfen wir es unterlassen, nochmals dieselbe hier zur Diskussion zu bringen. Vgl. auch Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1872, p. 147, 148: „Es ist gar kein Grund vorhanden, jene slovenischen Abtheilungen, die auf dem linken Donauufer und in den Theißgegenden saßen, von der großen Slovenenmasse zu trennen, welche vor dem Eindringen der Ostvölker die Haemushalbinsel erfüllte und bei der nach Assimilirung der Bulgaren das „Altbulgarische" zur Blüthe gelangte. Bereits seit der hunnischen Epoche standen Bulgaren in inniger Verbindung mit den Slovenen und mochten sich allmälig diesen assimiliren; die räuberischen Schaaren, welche fortan die römischen Provinzen beunruhigten, heißen bald Bulgaren, bald Slovenen; der Führer einer Bulgarenhorde führt den slavischen Namen Piragast (Theophyl. VII, 4 a. 596), als dessen Zufluchtsort wird der Strich an dem Fluß *Ἡλιβακίας*, d. i. Jalovac, Jalomica genannt; der Slovenenriga Musok hat seinen Sitz an dem benachbarten Flusse *Πασπίριος* d. i. wal. Pazȩpereu. Die Meinung zwar, daß Bulgarien über ein Gebiet im Norden der Donau geherrscht, bestreitet Roesler weitläufig (S. 201—204), ohne den Hauptbeweis zu widerlegen. Es müssen nämlich, wie Dümmler über die südöstlichen Marken S. 9 bemerkt, bedeutende Überbleibsel der Avaren 796 von den Franken über die Theiß gedrängt worden und in den benachbarten Strichen verblieben sein; etwa um 805 mochte es geschehen sein, daß der Bulgaren-Chagan Krum, wahrscheinlich mit Hilfe der eben dort hausenden Slovenen, diese Avaren überwältigte (Suidas I p. 1017 *ὅτι τοὺς Ἀβάρεις κατακράτος ἄρδην ἠφάνισαν οἱ αὐτοὶ Βούλγαροι· ἠρώτησε δὲ Κρὲμ τοὺς τῶν Ἀβάρων αἰχμαλώτους κτλ.*); kurz vor seinem Tode (April 814) bot Krum zum Zwecke eines Hauptschlages gegen Byzanz auch die Avaren und die vereinigten slovenischen Stämme auf (Symeon Mag. 617). Dadurch gewinnt der Ausdruck *Βουλγαρία ἐκεῖθεν τοῦ Ἴστρου* (S. 205) seine Erläuterung und einen nicht durch Sophistik zu schmälernden Werth .... Daß aber das Bulgarenthum in Siebenbürgen in eine viel ältere Zeit als das 13. Jahrhundert zurückreicht, läßt sich durch eine merkwürdige Urkunde erweisen ....; es ist in derselben (Teutsch und Firnhaber, Nr. XLIX a. 1231, S. 50) die Rede von einer „terra Bojae, terrae Zumbuthel contermina et de praesenti in ipsa terra Blacorum existens"; dieses Gebiet befand sich damals im Besitz des Walachen Bujul filius Stojae, wurde jedoch von einem gewissen Thruth filius Choru als Familiengut bean-

οἱ Βούλγαροι ἐν ᾧ καὶ διαχωρίζει αὐτοὺς ὁ Ἴστρος ὁ καὶ Δανούβιος λεγόμενος ποταμός [1]).

Was der Autor damit hat sagen wollen, ob er überhaupt eine genügende topographische Kenntnis der Karpatenländer besessen hat [2]), läßt sich schwer entscheiden: Unmöglich hat die Donau den Magyaren als Ostgrenze gegen die Bulgaren gedient, und da hier keine Verwechslung von Donau und Theiß vorliegen kann — denn Constantinus sagt ausdrücklich, daß die Magyaren an den Flüssen Timeses (Temes), Tutes, Moreses (Maros), Krisus (Körös) und Tiza (Theiß) wohnten —, so dürfte wohl der Sinn der sein, daß im Osten das Land der Magyaren an dasjenige der Bulgaren stieß (die ersteren in der Tiefebene, die letzteren im Hochlande östlich davon), ebenso im Süden, wo die Donau beide Völker auseinanderhielt (etwa von Sirmium bis ans Eiserne Thor); wir würden demgemäß jenen Satz so übertragen: „Es grenzen aber an die Magyaren nach Osten die Bulgaren, indem gleichfalls der Isterfluß, den man auch Donau nennt, dieselben (im Süden) scheidet." — Sicher falsch ist Hunfalvys Übersetzung: „Die Türken grenzen im Osten, wo die Donau fließt, an Bulgarien [3])."

Wie dem auch sei, so viel steht fest: über die Walachei hat sich die Herrschaft der Magyaren damals nicht erstreckt, ganz ausdrücklich wird die Trajansbrücke als ihr äußerster Punkt genannt [4]); hier also blieb der Besitz der Bulgaren, wenigstens von Seiten der Magyaren, ungeschmälert. Auch nach Siebenbürgen ist das

---

spricht: Dieser konnte durch die übereinstimmenden Aussagen Vieler erhärten, daß jene „terra a tempore humanam memoriam transeunte" seinen Vorfahren zu eigen, und daß selbe „a temporibus iam (man beachte die Steigerung), quibus ipsa terra Blacorum terra Bulgarorum exstitisse fertur" zum Gebiete von Fugros gehört habe. Es gab also eine Zeit, in der die Bulgaren Herren des walachischen Bodens waren, und noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts war das Andenken daran nicht erloschen."

[1]) Const. Porph. de adm. imp. c. 40.

[2]) Bei der eigentümlichen Art der antiken Landkarten kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Bild, welches Constantin sich von den Ländern jenseits der Donau machte, ein verzerrtes, verschobenes war, und daß er die Himmelsgegenden nicht korrekt angab.

[3]) Hunfalvy p. 141.

[4]) Const. Porph. de adm. imp. c. 40.

nicht sehr zahlreiche Magyarenvolk, das die ungarischen Tiefebenen wahrscheinlich nicht füllte, noch nicht gekommen.

Roesler zwar perhorrescirt den Gedanken, daß die Bulgaren nördlich der Donau irgend welche Herrschaft ausgeübt hätten, und läßt die Magyaren „das Donauthal zwischen dem banater und serbischen Gebirge" hinauf in ihre neue Heimat ziehen, während dies doch der Überlieferung nach über den Jabloniza-Paß, auf dem sog. „Magyarenwege", oder über den Munkacser Paß geschah; die Donaustraße konnten die Magyaren natürlich nur dann passiren, wenn ihnen hier nicht die Bulgaren entgegentraten, wenn das alte Dakien noch immer menschenleer und herrenlos dalag. Allein mit Recht erinnert Pič[1]) daran, „daß es während der Völkerwanderung keinen, wenigstens keinen für ein Heer passirbaren Weg aus der Valachei in den heutigen Temesser Banat gab. Es berichtet uns nämlich Menander, der Zeitgenosse des Kaisers Mauricius, daß der avarische Chagan Baian, als er (581) die in der heutigen Valachei ansässigen Slaven dafür bestrafen wollte, daß sie seinem Befehle nicht gehorchen und keine Abgaben zahlen wollten, mit Erlaubniß des Kaisers bei Syrmium und Singidunum über die Donau setzte, dann längs der Donau zog, daß er selbst erst in Scythien (der Dobrudža) übersetzte, um diese Slaven bestrafen zu können. Aus dieser Schilderung eines Zeitgenossen geht deutlich hervor, daß es damals keinen passirbaren Weg im Norden der Donau zwischen der Valachei und dem heutigen Ungarn gab, denn sonst hätte Baian nicht erst mit Erlaubniß des Kaisers das oströmische Gebiet passiren müssen, und die in der Valachei angesiedelten Slaven hätten auch kaum anders ihre Freiheit behaupten können."

Wir sehen daraus zugleich, daß die Awaren nicht im Besitz Siebenbürgens gewesen sein können, sonst würde Baian das Marosthal aufwärts und von da durch den Rotenturmpaß in die Walachei eingedrungen sein; dieser selbe Weg muß den Bulgaren zur Verbindung mit ihren ostungarischen Besitzungen gedient haben.

Östlich und nordöstlich von den Bulgaren und Magyaren

---

[1]) Abstammung der Rumänen p. 75, 76.

wohnten die Petschenegen, die sich der früheren Sitze der letzteren bemächtigt hatten; das „Bulgarien jenseits des Isters" lag also nun eingeklemmt zwischen zwei furchtbaren Feinden. Im Norden, etwa an den Quellen des Prut und der Theiß, stießen alle drei Völker fast zusammen, geschieden nur durch die Kette der Karpaten. Der kaiserliche Ethnograph berichtet, daß hier der Petschenegenstamm Gyla hauste, vier Tagereisen von den Magyaren entfernt[1]) — Beide waren Reitervölker, und es ist natürlich, daß sie das trennende unwegsame Gebirgsland den bisherigen Bewohnern, die nach ihren in Siebenbürgen ihnen selbst jetzt schon assimilirten Herren oder Nachbarn „Bulgaren" genannt wurden, einfach überließen. Die Sitze der Petschenegen erstreckten sich am Ostabfall der Karpaten entlang bis an die Donau, wo Silistria gegenüber ihr westlichster Punkt war[2]), und von da weiter östlich bis zur Donaumündung und nach Südrußland hinein. Bei Silistria wohnte der Petschenegenstamm Giazichopon der bulgarischen Grenze zunächst, nur eine halbe Tagereise von derselben entfernt[3]).

Die Sachlage war also folgende: Im Westen, an Donau und Theiß, die Magyaren; östlich davon in Siebenbürgen und der Walachei die „jenseitigen" Bulgaren; noch weiter nach Osten, in der Moldau, Bessarabien, Südrußland, die Petschenegen. Im Norden waren die letzteren von den Magyaren vier Tagereisen, im Süden von den Bulgaren eine halbe entfernt. Zwischen Silistria im Osten und Orschowa im Westen müssen damals die bulgarischen Slowenen so massenhaft und stark gewesen sein, daß keins der beiden angrenzenden Reitervölker, trotz der dieselben lockenden Bodengestaltung des walachischen Landes, sie anzugreifen wagte oder zu überwäl-

---

[1]) Const. Porph. de adm. imp. c. 13: *ὅτι τοῖς Τούρκοις τὰ τοιαῦτα ἔθνη παράκεινται . . . . . πρὸς δὲ τὸ βορειότερον (μέρος) οἱ Πατζινακῖται . . . . .* c. 37: *τὸ δὲ θέμα τοῦ κάτω Γύλα πλησιάζει τῇ Τουρκίᾳ . . . . Ἀπῴκισται δὲ ἡ Πατζινακία . . . . ἀπὸ δὲ Τουρκίας ὁδὸν ἡμερῶν τεσσάρων.*

[2]) Const. Porph. de adm. imp. c. 42: *ἀπὸ δὲ κάτωθεν τῶν μερῶν Δανούβεως ποταμοῦ τῆς Δίστρας ἀντίπερα ἡ Πατζινακία παρέρχεται καὶ κατακρατεῖ ἡ κατοικία αὐτῶν μέχρι τοῦ Σάρκελ.*

[3]) Const. Porph. c. 37: *τὸ θέμα Γιαζιχοπὸν πλησιάζει ᾗ Βουλγαρίᾳ . . . . ἀπῴκισται δὲ ἡ Πατζινακία . . . . ἀπὸ δὲ Βουλγαρίας ὁδὸν ἡμέρας ἥμισυ.*

tigen vermochte; Siebenbürgen aber war solange durch seine Berge hinreichend geschützt, als aus den nomadisirenden Reiterschaaren der Ebene keine ansässigen Fußgänger wurden — ein Stadium der Kulturentwicklung, das die Petschenegen nie, die Magyaren erst in späterer Zeit erreichen sollten. Demgemäß dachten die letzteren noch gar nicht daran, Eroberungen zu machen, „darin ganz unähnlich den Germanen, welche Land zu erwerben, Reiche zu gründen auszogen. Das Ausland zu verwüsten, die Beute von weit und breit bei sich aufzuhäufen war ihr einziges Trachten; sie blieben Nomaden, der flache Weideboden des Theißgebietes das Land das sie am meisten schätzten, in ganz Europa hätten sie keinen Boden gefunden, der ihnen mehr entsprochen hätte. Schon aus diesem Grunde lockte es sie nicht nach Siebenbürgen, dem Lande der Berge und Hochthäler. Aber ein noch mächtigeres Gefühl hielt sie davon fern, die Furcht. Die westlichen Berggruppen Siebenbürgens dienten ihnen als natürliche Schutzwehr gegen ihre Erbfeinde, die Petschenegen, die das Land innehatten“[1]).

Roesler wird durch das Bestreben, immer neue Stützpunkte für seine Theorie zu finden, so sehr beherrscht, daß er die Widersprüche nicht merkt, in die er sich verwickelt: Also die Magyaren besetzten das siebenbürgische Hochland nicht, da sie Nomaden, ein Volk der Tiefebene waren — was aber hat denn die Petschenegen, gleichfalls ein ausgesprochenes Steppenvolk, in jenes „Land der Berge und Hochthäler“ geführt? Und welch' strategisches Unding ist es, daß die *westlichen* Randgebirge Siebenbürgens den Magyaren als natürliche Schutzwehr gedient hätten gegen ein Volk, welches das dominirende Hochland und damit zugleich eben diese Randgebirge in seiner Gewalt hatte! Im Gegenteil, der *Ostabfall* der Karpaten ist Ungarns Naturgrenze, und in richtiger Erkenntnis davon haben später die ungarischen Herrscher die Szekler dorthin, in den Südostwinkel Siebenbürgens, als Grenzwächter verpflanzt.

Die Petschenegen wagten sich so wenig als die Magyaren auf das Hochland; die Angabe Edrisi's, auf welche Roesler sich beruft: „sie (nämlich die Petschenegen) haben sich auf dem Gebirge be-

[1]) Roesler, p. 82.

festigt," beweist nichts, denn von der Anlegung einiger Grenzkastelle bis zur wirklichen Occupirung des siebenbürger Landes ist ein weiter Schritt.

Die Wahrheit ist: Roesler wollte und konnte nicht eingestehen, daß Siebenbürgen mit seinen romanischen Autochthonen und slowenischen „Bulgaren" wiederum so gut wie unberührt blieb von den neuen „Geißeln" Europas. „Einer der mächtigsten ungarischen Häuptlinge des 10. Jahrhunderts war Achtum. Im Osten der Theiß reichte sein Besitz vom Körös bis Widin und Zewrin, also bis in die kleine Walachei, aber nicht nach Siebenbürgen hinein. Dessen waldige Berge waren seine Grenze. Denselben Achtum, der in Morosvár (später Csanád) Hof hielt, besiegte der Gründer der ungarischen Macht Stephan I. (um 1008) und zog sein Land unter den Schirm der königlichen Regierung, die keine Autonomie der Häuptlinge mehr duldete und, gestützt auf das christliche Ausland und die zahlreiche fremde Einwanderung, eine kräftige Monarchie aufzurichten strebte. Aber auch Stephan hat Siebenbürgen noch nicht unterworfen, wenngleich er auch wahrscheinlich einen glücklichen Streifzug dahin ausführen ließ. Noch um 1070 beschränkt sich die magyarische Macht auf Ungarn und einbrechende Raubschaaren der Kumanen, welche den Petschenegen in der Herrschaft der nördlichen Pontusländer folgten, schlägt man wohl zurück, treibt sie gelegentlich auch über die Grenzen nach Siebenbürgen hinein, aber man besetzt das Bergland noch nicht. Erst unter Ladislaus dem Heiligen (1078—1095) wird Siebenbürgen als provincia ultrasilvana oder transilvana ein Theil des ungarischen Reichs."[1])

Mehr als 150 Jahre nach ihrer Ansiedlung an Donau und Theiß ließen die Magyaren also das siebenbürger Land in Ruhe; deshalb bietet Roesler die Petschenegen und Kumanen, deren Thun und Lassen nicht so leicht zu kontroliren ist, zur Verheerung und Entvölkerung desselben auf. Da er aber hierfür keine Belege hat, weisen wir es einfach von der Hand.

Wir glauben vielmehr, daß gerade in den Zeiten, die auf die

---

[1]) Roesler, p. 82, 83.

Niederlassung der Magyaren in Ungarn folgten, die Bildung des „rumänischen" Volkstums, die Verschmelzung der romanischen und der slawischen Elemente, welche Jahrhunderte hindurch langsam sich angebahnt und verwirklicht hatte, zum Abschluß kam: Es handelt sich eben um den terminus post quem, und den finden wir in der Ankunft der Magyaren — vor derselben konnte das, was wir heute als rumänische Sprache bezeichnen, gar nicht entstehen, denn wenn Cihac[1]) recht hat, so stellt das lateinische Element zum rumänischen Wortschatze kaum mehr als ein Fünftel, das slawische etwa zwei Fünftel, das magyarische ungefähr ein Zehntel: ein Beweis, daß die Wiege des Nordrumänentums nicht südlich, sondern nördlich der Donau stand!

„Der Ursprung der rumunischen Sprache datirt .... vom Anfang des zweiten Jahrhunderts, wo römische Colonisten sich am linken Ufer der unteren Donau niederließen ..... In späterer Zeit, etwa vom sechsten Jahrhundert an, trat zur Verbindung des autochthonen Elementes mit dem römischen auch das slavische hinzu, nämlich das slovenische. Für eine solche Beimischung sprechen hinsichtlich der nördlichen oder dacischen Rumunen, außer einer nicht unbedeutenden Anzahl slovenischer Ortsnamen, die aus dem slavischen stammenden Worte ihrer Sprache, welche so zahlreich sind, daß sie unmöglich aus dem bloßen Nebeneinanderleben beider Völker können erklärt werden, wobei wir gern einräumen, daß es schwer ist, im Allgemeinen festzustellen, welcher Grad von Sättigung einer Sprache mit Elementen einer anderen uns berechtigt, eine fleischliche Vermischung zweier Völker anzunehmen. Für mehrere Gegenden wird endlich auch eine Verbindung von Rumunen und Magyaren behauptet werden müssen." [2])

Wie diese „fleischliche Vermischung" vor sich ging, darüber können wir heute keine Aufklärung mehr erhoffen; nur die großen, allgemeinen Züge lassen sich nachträglich konstruiren. Die ganz eigenartige Gestaltung des siebenbürger Hochlands mit seinen vielen Einzelthalsystemen und trennenden Bergriegeln war es, die zur

---

[1]) Dictionnaire d'étymologie Daco-Romane II, Préface.

[2]) Miklosich, die slav. Elem. im Rum. p. 4, 5.

allmählichen Verschmelzung der romanischen Wlachen und der Slowenen führte: Eines der abgeschlossenen Thäler nach dem anderen verfiel mit seinen isolirten slowenischen Dorfschaften dem Einfluß der energischeren Bergbewohner, frischer Nachschub slawischer Kolonisten traf nicht ein, der Verkehr der einzelnen Kantone unter einander wie des ganzen Landes mit den benachbarten Gegenden darf nicht zu hoch angeschlagen werden, gelegentliche feindliche Einfälle aber halfen durch ihre alles zusammenrüttelnden Verwüstungen die noch widerstehenden, heterogenen Elemente inniger zu mischen.

Bei dieser Mischung stellten die romanischen Hirten das männliche Element dar. Jahrhunderte lang hatten sie in geschichtsloser Ruhe dahinleben dürfen, ohne Konkurrenten, ohne andere Behinderung ihres Wachstums als die Ärmlichkeit ihrer Lebensbedingungen, die aber überwunden ward durch ihre unglaubliche Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit.

Breit dehnen sich die Rücken des Karpatengebirgs rings um die siebenbürgischen Thalbecken, sanft fallen meist die Abhänge ab, so daß noch heute der Mokan (Wanderhirt) dem Walde, der ihn und seine Herden einengt, unbesorgt mit dem Feuerbrand zu Leibe gehen darf, denn in mächtiger Schicht bekleidet Humus und fruchtbare Erde weithin die Flanken der Berge; selbst die Entwaldung der oberen Partien und die in der Folge gewaltsamer auftretenden Regengüsse haben den Fels nicht entblößt; die dichte, von den Schafherden beständig unter der Schere gehaltene Grasnarbe hat ihren Platz fast überall behauptet und umzieht sogar die bis an die Schneegrenze reichenden Gipfel.

Hier zwang — anders als im Süden der Donau — keine überlegene Kultur den Wlachen, sich fremdem Volkstum anzunähern; nach seinen Bergöden winkten nicht die Zinnen und Kuppeln griechischer Städte hinauf; der slawische Kolonist, der in den Thälern des Gebirgs zwischen Wald und Sumpf hauste und mühselig von kunstlosem Ackerbau sich nährte, stand auf wenig höherer Kulturstufe als der romanische Hirt; denn die bloße Thatsache des Ackerbaus reicht nicht unter allen Umständen hin, ein Volk hoch über ein anderes, viehzüchtendes zu erheben — So oft die Reiterschwärme der auf den Glacislandschaften einander ablösenden

Steppenvölker durch die Päſſe ſich den Eintritt erzwangen ins ſiebenbürger Land, ſah der ſloweniſche Bauer Hab' und Gut verloren: Haus und Scheuer ausgeraubt und in Flammen, die wenigen Rinder weggetrieben, den Birnbaum im Garten umgehauen, die Felder abgemäht und zerſtampft; droben aber auf der Poiană trieb der romaniſche Hirt die Schafe in die Stînă, wohin kein Aware, Petſchenege oder Magyare ſich wagte, und hatte ſogar noch freie Hand und vielleicht auch den Mut, auf der Paßſtraße von ſeinen Felshöhen aus ſich den abziehenden Räuberhaufen gefährlich zu erweiſen.

Wir müſſen uns denken — denn keine Nachricht beleuchtet uns dieſe dunklen Zeiten —, daß durch ſolche verheerenden Züge, die ja häufig und wirkſam genug ſein mußten, um z. B. die Ebenen hinter dem Tömös- und dem Rotenturm-Paſſe, das Burzenland und das Hermanſtädter Gebiet, zu Wüſteneien, terrae desertae et inhabitatae, zu machen, manche der obdachsloſen Slawen gezwungen wurden, in die Berge zu gehen, die den Wlachen eine ſo ſichere Stätte boten. Und die Wlachen ihrerſeits, denen Sprache und Art der ſloweniſchen Thalleute ebenſo vertraut war, wie den zinzariſchen Tſchobanen von heute Sprache und Art der Griechen, Albaneſen, Serben und Bulgaren, werden nichts dagegen gehabt haben, dieſe Neuankömmlinge, die Opfer derſelben unglücklichen Verhältniſſe, vor denen auch ſie einſt auf ihre Bergweiden hatten weichen müſſen, in ihrer Mitte aufzunehmen: ſchon ſeit langer Zeit ja waren beide Elemente, die Wlachen wie die Slowenen, auf einander angewieſen geweſen, in friedlichem Verkehr, im Tauſchhandel mit ihren Erzeugniſſen und in Beſchaffung der Kulturprodukte glücklicherer Länder, auf die auch ſie, arm und iſolirt wie ſie waren, kaum ganz und gar hätten verzichten mögen.

Nur ſo können wir uns die Thatſache erklären, daß ſelbſt von denjenigen Wörtern der heutigen rumäniſchen Sprache, die ſich ausſchließlich auf das Hirtenleben beziehen, die alſo, wie man a priori erwarten ſollte, rein romaniſchen Urſprungs ſein müßten, ein nicht unbeträchtlicher Teil auf ſlawiſche Wurzeln zurückweiſt.

Das jetzige Miſchvolk der Rumänen kam alſo nicht nur in

der Art zu stande, daß die Wlachen durch ihre Vermehrung gezwungen wurden, das slawische Volkstum in den Thälern durch Überschichtung zu überwältigen und zu assimiliren, sondern ebenso wohl dadurch, daß die Slawen ins Gebirge hinaufgetrieben wurden.

Daß dazu sehr lange Zeiträume erforderlich waren, liegt auf der Hand; wie wäre es sonst möglich, daß das rumänische Volkstum, obwohl es über so weite Gebiete hin ausgedehnt ist, eine solche Gleichartigkeit in Sprache, Lebensweise, Tracht, Sitte und Typus besitzt? Der Prozeß muß Jahrhunderte in Anspruch genommen haben; großartige Verschiebungen der Einzelelemente des auch nach vollzogener Mischung zwischen Hirten- und Bauerntum nur unvollständig seßhaften Volks müssen stattgefunden haben, ehe eine Nation sich bildete, die als solche sich fühlte und daran denken konnte, immer weiter schiebend und assimilirend nach allen Seiten, auch ins Flachland hinein, sich auszudehnen.

Ferner war — um das noch einmal zu betonen — dieser Prozeß nur möglich da, wo ein Centralland von solcher Unzugänglichkeit sich darbot wie Siebenbürgen. Gerade in der Geschichtslosigkeit, dem gänzlichen Mangel an Nachrichten durch Jahrhunderte hindurch, welcher Roesler zu seiner Wanderungshypothese bestimmte, sehen wir einen hervorragenden Faktor für die Ermöglichung dieser Neubildung; und wir halten nun auch den Schlüssel des Rätsels in der Hand, weshalb die Zinzaren auf der Balkanhalbinsel, wo sie doch anscheinend unter genau denselben Lebensbedingungen und Gewohnheiten standen wie ihre Brüder, die Nordrumänen, es nirgendswo zu zusammenhängendem Wohngebiete und zu den Ansätzen einer wirklichen Volksentwicklung gebracht haben: Ihnen fehlte dieses Centralland, welches sie in den Zeiten ihrer Kindheit und Schwäche gehegt hätte, bis sie stark genug geworden, erobernd in die Welt hinauszugehen.

Eins der bestimmenden Momente für die Art und Weise, in welcher sich die Annäherung und Verschmelzung der siebenbürger Romanen und Slowenen vollzog, war die Christianisirung.

Ob das Christentum schon während der römischen Periode in

Dakien Eingang gefunden, ist ungewiß; die oft citirte Stelle Tertullians[1]) beweist nicht viel, da sie von zu rhetorischem Charakter ist; aber wenn auch, über die Städte und das eigentliche römische und hellenistische Element hinaus wird man eine Einwirkung der neuen Religion schwerlich annehmen dürfen, so daß nach der Räumung es in Dakien wie mit der Kultur überhaupt so auch mit dem Christentum für Jahrhunderte vorbei war. Roesler hat das unwiderleglich bewiesen.[2])

Woher ward nun der neu entstandenen oder entstehenden Mischnationalität ihr Christentum? Von den Magyaren, die je länger desto ausschließlicher dem Kulturkreise des Westens anheimfielen und von der römischen Kirche erobert wurden, ganz sicher nicht; der griechisch-orthodoxe Ritus, zu dem sich von jeher sowohl die Nord- als auch die Südrumänen bekannt haben, weist auf Byzanz hin, und derselbe kann nur durch Vermittlung ihrer Nachbarn, der Bulgaren auf dem rechten und linken Donauufer, zu ihnen gelangt sein.

Wenn vor deren Ansiedlung im heutigen Bulgarien der Islam Aussicht gehabt hatte, sie für sich zu gewinnen, so war es nach diesem Ereignis zweifellos, daß das neue slowenisch-bulgarische Reich das Christentum, und zwar in seiner byzantinischen Form, werde annehmen müssen. Die Bulgaren wurden, wie das auch anderwärts, namentlich unter den deutschen Stämmen, vorkam, hauptsächlich von oben herab christianisirt: Chan Bogoris ließ sich 864 taufen; Pate war der oströmische Kaiser, von dem der Täufling den Namen Michael und als Patengeschenk eine Landabtretung erhielt. Die heidnische Partei wurde mit blutigen Gewaltmaßregeln niedergeworfen; der Adel folgte dem Beispiel des Herrschers, und bald war das ganze Volk offiziell zum Christentum bekehrt.

---

[1]) Contra Judaeos c. 7: Jam Getulorum varietates et Maurorum multi fines et Hispanorum omnes termini et Galliarum diversae nationes et Britannorum inaccessa Romanis loca, Christo vero deo subdita, et Sarmatarum et Dacorum et Germanorum et Scytharum et abditarum multarum gentium .... in quibus omnibus locis Christi nomen, qui iam venit, regnat.

[2]) Roesler p. 88 ff.

Nach mannigfachem Hin- und Herschwanken zwischen Rom und Byzanz hatte, aus Gründen der Politik, Michael-Bogoris sich für letzteres entschieden; er ließ seinen Sohn am Goldenen Horn erziehen, und der Patriarch von Konstantinopel nahm die kirchliche Organisation des Landes in die Hand. In der Folge begann das Bulgarenvolk sich „merklich zu civilisiren und wurde mehr und mehr ein vermittelndes Glied bei dem Handel, der von Constantinopel aus zu Lande mit asiatischen Waaren und mit den Erzeugnissen der byzantinischen Industrie nach dem slavischen und germanischen Norden und Nordwesten getrieben wurde."[1]) Auch eine bulgarische (slowenische) Litteratur entwickelte sich unter der Regierung von Michaels Sohne, jenem griechisch erzogenen Symeon.

Es ist selbstverständlich, daß gleichzeitig der linksdanubische Teil des Bulgarenreichs in diese Kulturbewegung mit hineingezogen ward. Nachdem zunächst die heutige Walachei christianisirt worden, haben dann auch die wohl schon halb romanisirten Slowenen Siebenbürgens die neue Religion angenommen — Dadurch ist der Fortgang des Romanisirungsprozesses zwar nicht unmöglich gemacht worden, aber wenn das Christentum in seiner römischen Form, also von Westen her, Eingang gefunden hätte, wären ohne Zweifel die heutigen Rumänen ein noch viel „romanischeres" Volk, als sie es in der That sind, denn die Folge der Verknüpfung mit dem byzantinischen Kirchentum, unter Vermittlung der Bulgaren, ist doch gewesen, daß bis in die Neuzeit das Nordrumänentum einen wesentlich slawischen Charakter getragen hat: die slawische Schrift, die slawische Kirchensprache und die Überfülle slawischer Worte in dem rumänischen Idiom trotzten selbst der griechisch-fanariotischen Periode, und erst die Entwicklung der allerjüngsten Zeit geht darauf aus, diesen slawischen Charakter künstlich wieder zu verwischen und abzuschwächen.

Die Einführung des Christentums in Siebenbürgen von slawischer Seite her war also schuld, daß die rumänische Sprache in fast allem, was sich auf religiöses und rein geistiges Leben bezieht,

---

[1]) Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner und d. Osman. Reiches. 1883. p. 158.

sich slawisirte; andrerseits dürfte diese an einem romanischen Idiom so fremdartig anmutende Beimischung nicht zum wenigsten zur siegreichen Ausbreitung des Rumänentums beigetragen haben und noch beitragen: dieselbe dämonische Anziehungskraft, welche die englische Mischsprache auf die Angehörigen des niederdeutschen und skandinavischen Stammes auszuüben pflegt, scheint an der niederen Donau die romanisch-slowenische Mischsprache sämtlichen Slawenstämmen gegenüber zu haben; so ungern der Nordrumäne in der Diaspora eine andere Sprache erlernt, so gern thut das der Slawe[1]): „Die Rumänen fanden in der Walachei und Moldau neben den Kumanen eine slavische, vermuthlich ruthenische (? — vielmehr eine slowenische) Bevölkerung; dasselbe muß man auch von Siebenbürgen und dem südöstlichen Ungarn sagen, wo sowohl die Magyaren als auch die hereingerufenen Deutschen weder den Boden ganz besetzen, noch die vorgefundene slavische Bevölkerung hatten absorbiren können. Den Rumänen gelang, was den Magyaren und Deutschen nicht gelingen wollte; sie assimilirten sich die Slaven sowohl in dem heutigen Romanien, wie auch im Bereiche der ungarischen Kronländer. Dazu hat gewiß die slavische Liturgie der Rumänen sehr viel beigetragen, welche demnach die Gläubigen der orientalischen Kirche außerordentlich vermehrte. Während aber die Popen slavisch sangen und beteten, und die etwa schreiben konnten, sowohl am Hofe der walachischen Woiwoden, wie außer demselben, auch slavisch schrieben, lebte die rumänische Sprache im Munde des Volkes fort und eroberte zuerst die gesammte slavische Bevölkerung, dann begann sie auch die Magyaren und Deutschen zu rumänisiren. Seit einem Jahrhundert rumänisirt sie auch ihre Priester und ihre

---

[1]) Peterm.'s Mitth. 1869, Die Slaven in der Türkei von **Bradaška**, p. 442: „Nur hat dieser (nämlich der Slawe) nichts von dem nationalen Stolze, der dem Türken innewohnt; der Slave schätzt nicht wie der Türke das Fremde gering, im Gegentheil, er verfällt sehr oft in den entgegengesetzten Fehler und schlägt das Fremde höher an als das Eigene, und zwar nicht etwa deswegen, weil es besser, sondern weil es eben fremd, weil es neu ist. Überdies hat der Slave das sonst sehr schätzbare, in Bezug auf Erhaltung der Nationalität aber geradezu schädliche Talent, sich fremde Idiome sehr leicht anzueignen."

Vornehmen. Das ist ihr eigentlicher Stolz und nicht die faden Märchen, welche diese rumänisirten Priester und Vornehmen ausheckeu, um vor dem unwissenden Publikum für unmittelbare Nachkommen der römischen Consuln und Kaiser zu gelten.“ [1])

[1]) Literarische Berichte aus Ungarn 1878: Rumänische Geschichtschreibung und Sprachwissenschaft von Hunfalvy, p. 387, 388.

8. Kapitel.

Untergang des ersten Bulgarenreichs, die magyarische Eroberung Siebenbürgens, die Anfänge der Rumänen in der Walachei und Moldau.

In ausgiebigster Weise macht Roesler vom argumentum ex silentio Gebrauch: Weil er die Wlachen Siebenbürgens erst in den Urkunden des 13. Jahrhunderts erwähnt fand, können sie daselbst auch nicht früher gewohnt haben! Freilich, wenn eine solche Schlußfolgerung erlaubt wäre, müßte man die Streitfrage liegen lassen, eine Entscheidung wäre unmöglich, denn mit eben demselben, wenn nicht besseren Rechte könnten wir ihm entgegenhalten: Die Rumänen sitzen heute in Siebenbürgen, kein Historiker, keine Urkunde berichtet von ihrer Einwanderung — ergo haben sie, dem argumentum ex silentio zufolge, immer dort gesessen![1])

Wir würden damit Behauptung gegen Behauptung stellen und nicht weiter kommen, falls es nicht gelänge, darzuthun, daß nur eine der beiden Parteien dies Argument — in maßvoller Weise — für sich verwerten darf.

Was für Quellen sind es denn, von denen man erwarten könnte, daß sie uns Kunde geben über Siebenbürgen zur Zeit der Völkerwanderung? Doch lediglich die Geschichtschreiber des Rhomäerreiches — allein „diese byzantinischen Scribenten hatten nichts gelernt und nichts vergessen. Sie waren noch die alten Römer: sie

[1]) Vgl. oben S. 72, 73 und S. 85, 86.

berichteten wesentlich von der Regierung, nebenher von der herrschenden Nation, nur zufällig von der beherrschten." Man affektirte Unkenntnis der barbarischen Namen und vermied sie als unliebsame Reminiscenzen; die alten Benennungen wurden für ganz andere Völker beibehalten; noch im fünfzehnten Jahrhundert pflegt Laonikos Chalkokondylas die Triballer, Päoner, Daker statt der Serben, Ungarn, Walachen zu nennen. Der Hof hatte keine andere Sorge, als die verhätschelte Residenz hermetisch zu verschließen; blieb Constantinopel frei, so mochten die Barbaren die verlassenen Provinzen plagen so viel sie wollten ..... Demgemäß findet man auch „in den mageren Chroniken der Byzantiner eben nur die Angriffe der scythischen Eindringlinge auf die drei Hauptpunkte Constantinopel, Thessalonike und Patras, aber auch diese meistens nur im Kirchenstil und im Glauben an wundervolles Dazwischentreten höherer Gewalten schmuck- und talentlos aufgezeichnet." — Selbst über das gesetzlich konstituirte, „durch Staatsverträge und Friedensschlüsse feierlich anerkannte barbarisch erblühende und mächtige Königreich Bulgarien, mit welchem Byzanz nicht bloß um den Ruhm, sondern um Dasein und Leben streiten mußte, haben sie uns nichts hinterlassen als zerstreute Notizen ohne Vollständigkeit und inneren Verband" (Fallmerayer, Fragmente II, 441 f.). Und zwar sind darin nur die Unternehmungen der Bulgaren gegen Süden erwähnt, deren Beziehungen zu Nord und Nordost ignoriert." [1])

Roesler selbst giebt zu, daß nur sehr oberflächliche Kenntnisse über das alte Dakien im Schwange sein konnten, weil dasselbe „während des 8. bis 10. Jahrhunderts durch die Bulgaren von jedem Zusammenhange mit den Ländern um die Karpaten [2]) getrennt war." „Einzig der gelehrte Herrscher am goldenen Horn, Constantinus, „der im Purpur Geborne", besaß reichlichere und genauere Nachrichten über den barbarischen Norden jenseits des Haemus, die Grenze griechischer Herrschaft im 10. Jahrhundert

---

[1]) Jung, Die Anfänge der Romänen, p. 321, 322.

[2]) Ebenso sehr von jedem Zusammenhange mit den Ländern um den Balkan, mit Byzanz!

und eben dieser bestunterrichtete Ethnograph nennt die Walachen des Trajanischen Daciens nicht." [1])

Nun wohl, Constantinus Porphyrogenetus war der bestunterrichtete Ethnograph seiner Zeit († 959), das sagt jedoch nicht allzu viel: wenn selbst er die Rumänen Siebenbürgens nicht kennt, so gilt uns das als Beweis, daß eben auch er keine „reichlicheren und genaueren Nachrichten" besaß!

Wir können Roesler mit seinen eigenen Waffen schlagen: Erwähnt Constantinus etwa der moesischen Wlachen, deren Initiative Roesler das Emporkommen des sog. bulgaro-wlachischen Reichs zuschreibt, und die er sogar für die Stammväter der heute auf dem linken Donauufer wohnenden Nordrumänen gehalten haben will? Nicht mit einer Silbe! Wir zwar sind weit entfernt, demselben dies Stillschweigen zum Vorwurf zu machen, da nach unserer Auffassung (s. oben S. 64, 65 und 88, 89) die moesischen Romanen, nicht wie die dakischen durch eine Naturfestung geschützt, von den eindringenden Slawen entweder vernichtet oder zur Südwestwanderung gezwungen worden waren. Roesler jedoch, der für seine Hypothese die moesischen Wlachen gar nicht entbehren kann, hätte über diese Nichterwähnung doch stutzig werden müssen!

„Zur selben Zeit, als sich im Westen die Albanesen aus ihrem Dunkel emporhoben (1079), versanken im Osten die Bulgaren 1075. Ein Jahrhundert später tritt die walachische Nationalität auf den Schauplatz, welche in Moesien bisher von der herrschenden Classe der slavisirten Bulgaren niedergehalten erst jetzt zum Gefühl ihrer Kraft erwachte." [2])

Dies Geständnis Roeslers ist uns deshalb wichtig, weil er damit einen Haupt- und Eckstein aus seinem Beweisgebäude selbst wieder herausbricht: In Moesien (Donaubulgarien) mußte es eine zahlreiche wlachische Bevölkerung geben, sonst ist Roeslers Hypothese an und für sich schon widerlegt — Wenn nun Constantinus Porphyrogenetus trotz seiner „reichlicheren und genaueren Nach-

[1]) Roesler, p. 80.
[2]) Roesler, p. 109.

richten" nichts von den moesischen Wlachen eben jenseits des Haemus wußte, die doch schon bei seinen Lebzeiten ebenso gut vorhanden sein mußten, wie gegen Ende des 12. Jahrhunderts, darf man da verlangen, daß „dieser bestunterrichtete Ethnograph" von den Wlachen jenseits der Donau, im entlegenen, wilden Hochlande Siebenbürgens, Kunde haben sollte?

Entweder gab es in Moesien keine walachische Bevölkerung von irgend welcher Bedeutung mehr — dann aber zerfällt Roeslers Theorie in nichts —, oder es gab daselbst eine solche — dann aber hatte kein byzantinischer Ethnograph und Historiker eine Ahnung von ihr, und Roeslers argumentum a silentio ist nicht stichhaltig!

Kaiser Constantins Schweigen kann also unsere Überzeugung von dem Vorhandensein einer romanischen, resp. rumänischen Bevölkerung nördlich der Donau nicht erschüttern; die Wlachen wurden ihm wie allen andern Autoren durch die Bulgaren verdeckt, er konnte gar nicht wissen, daß gerade zu seiner Zeit die Geburt der rumänischen Nationalität aus bulgarisch-slowenischem Schoße erfolgt war, — aber seine Nachfolger sollten davon erfahren! —

Ihren Höhepunkt erreichte die Bulgarenmacht unter Symeon, dessen Reich sich von Dalmatien bis ans Schwarze Meer und von Adrianopel bis über die transsilvanischen Alpen erstreckte. Und nicht bloß politisch, auch kirchlich machte er sein Land unabhängig von Byzanz, indem er den Erzbischof von Preslaw zum Patriarchen erhob. Er legte sich sogar den stolzen Titel: Zar der Bulgaren und Selbstherrscher der Rhomäer, bei.

Allein weder die geistigen Eigenschaften seiner Nachfolger noch das Kulturniveau seines Volkes reichte aus, um diesen Titel zu rechtfertigen; im Jahre 927 starb Symeon, und sein Sohn Peter, eingekeilt zwischen Magyaren und Petschenegen einerseits, Serben und Rhomäern andrerseits, konnte nicht anders als mit Byzanz seinen Frieden machen. Auch so jedoch gelang es ihm nicht, die wilden Reiter von der Theiß in Schranken zu halten: dieselben durchschwärmten das „jenseitige" Bulgarien, ja, sie fanden (etwa

von Belgrad aus) durch das „diesseitige" Bulgarien ihren Weg bis vor die Thore von Byzanz und Thessalonich.

Immer tiefer sank die Macht der einst so gefürchteten Bulgaren; Byzanz stellte sogar die Tributzahlungen an den Hof von Preslaw ein und forderte energisch, daß die Bulgaren den magyarischen Raubscharen den Durchgang durch ihr Land nicht gestatten sollten.

Da Zar Peter einfach nicht im stande war, diese Forderung zu erfüllen, verbanden sich die Rhomäer mit dem Russen Swätoslaw, und 967 eroberte dieser mit starker Heeresmacht die Stadt Dryster (Silistria) und zerschmetterte die Truppen der Bulgaren, wo er sie traf. Nun konnte es nicht im Interesse des byzantinischen Reiches liegen, sich anstatt der geschwächten Bulgaren einen so gewaltigen Nachbarn wie Swätoslaw auf den Hals zu laden; schon überschritt ja (970) der Russe den Balkan, hauste mit unmenschlicher Grausamkeit in dem eroberten Lande, ließ in dem überrannten Philippopel 20000 Mann niederhauen und bedrohte die Reichshauptstadt selbst! Nur nach schwerem Kampfe gelang es den Griechen, den Barbaren wieder über den Balkan und (971) auch über die Donau zurückzudrängen.

Im eigentlichen Bulgarien zwischen Balkan und Donau hörte hiermit jede Selbständigkeit auf; es wurde wieder als Provinz ans Reich gezogen und von neuem der geistlichen Herrschaft des Patriarchen von Konstantinopel unterstellt.

Doch war es nicht zu erwarten, daß das niedergeworfene Volk sich so rasch zum Verzicht auf seine frühere mächtige Stellung bequemen würde. Nach wenigen Jahren erhob es sich und schüttelte das Rhomäerjoch ab; nur daß jetzt sein Schwerpunkt aus dem zertretenen Lande an der Donau nach Südwesten wanderte: Zar Samuel residirte in Prespa; von hier aus beherrschte er nicht nur fast alle slawischen Gebiete der Halbinsel, sondern versuchte auch, die illyrischen Schkipetaren und die griechischen Landschaften in Makedonien und Thrakien seinem Reiche einzufügen, und um das slawische Element auch geistlich auf die eigenen Füße zu stellen, erneuerte er schleunigst das bulgarische Patriarchat, diesmal mit dem Sitze in Prespa.

Byzanz sah sich in seiner Existenz bedroht, es mußte fortan das Hauptbestreben des Herrschers am Goldenen Horn sein, diese gewaltige Slowenenmacht zu zertrümmern. Kaiser Basilius II. hat sein Leben in dem furchtbarsten, blutigsten Ringen gegen das neuerstandene Bulgarenreich verbracht. Von 989 bis 1018 wurde der Kampf mit schwankendem Erfolge geführt, zuletzt siegte der „Bulgarenschlächter" ob, und noch einmal lag die ganze Halbinsel den triumphirenden Rhomäern zu Füßen. Ein Aufstand in den Jahren 1040/41 wurde niedergeschlagen, ebenso im Jahre 1073.

Sollte es ein ganz zufälliges Zusammentreffen sein, daß zur selben Zeit, wo im Süden der Donau das „diesseitige" Bulgarien den byzantinischen Waffen erlag, auch das „jenseitige" eine Beute der Feinde ward?

Nicht zwar der Petschenegen; diese waren schon das gefürchtete Kriegervolk nicht mehr, bei dessen Nennung vordem Magyaren wie Rhomäer gebebt hatten; dasselbe Schicksal, welches einst sie ihren Vorgängern auf der Pontussteppe bereitet hatten, ward nun ihnen von der Hand des nächsten der westwärts drängenden Nomadenvölker: Etwa im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts wurden die Petschenegen von den türkischen Kumanen oder Polowzern angegriffen und zerschmettert; Hülfe hatten sie nirgendswo finden können, denn die Bulgaren lagen selbst überwunden am Boden, und die Magyaren werden keinen Grund gesehen haben, ihren Erbfeinden die Hand zu bieten, im Gegenteil, sie beuteten den günstigen Zeitpunkt aus, indem sie ihre Macht nach Osten hin erweiterten und nach Siebenbürgen hinaufstiegen.

Wehrlose Reste der Petschenegen flüchteten nun nach Ungarn und wurden hier auch aufgenommen; ebenfalls in Siebenbürgen findet man noch in späterer Zeit einige Spuren ihres Volkstums. Andere mögen die Oberhoheit der Kumanen anerkannt haben und allmählich mit ihnen verschmolzen sein.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Magyaren mit ihren neuen Nachbarn aneinandergerieten; in den Jahren 1086 und 1089 hatten sie mit den Kumanen sowohl innerhalb wie außerhalb des eigentlichen Ungarns schwere Fehden auszufechten.

Die neugewonnenen Erwerbungen der Magyaren in Sieben-

bürgen waren jedoch nicht mehr zu erschüttern. „Die Besetzung Siebenbürgens durch die Ungarn bildet den Anfang der Geschichte dieses Landes; mit ihr trat es in dauernden, seither nicht unterbrochenen Zusammenhang mit dem Westen Europas; in den nachbarlichen Tiefländern bis zum Pontus hin dauern dagegen die gleichförmigen Zustände türkischen Nomadenlebens noch lange fort. Die Magyaren gründeten schnell Ansiedlungen in dem neuen Besitz. Unter den frühesten (1075) erscheint das Schloß Turda (Thorenburg), das durch den Salzbau der Umgegend bald in Aufnahme kam; 1103 findet sich der Name des siebenbürgischen Bischofs Simon, dessen Kathedralsitz Alba an der Maros wurde, das jetzige Karlsburg. Wojewoden wurden mit der Verwaltung des Landes betraut. Siebenbürgen ist so das eigentliche Colonialland der Magyaren geworden.[1])

Magyaren und Deutsche füllten das „leere" Land, Städte und Burgen erhoben sich, in den Rodungen entstand ein Dorf nach dem andern, die alten Bergwerke wurden nach und nach wieder in Betrieb genommen — aber immer noch keine Kunde von dem Rumänenvolk, das hier seine Wiege und seine Hauptsitze hatte!

Erst die Urkunden der Jahre 1222, 1223, 1234 thun seiner Erwähnung: „Das hohe alpenartige Gebirge im Süden Siebenbürgens erscheint urkundlich bald als Gebiet der Walachen, bald als Walachen- und Petschenegenwald. Also erst im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, als die ungarische Regierung ihre Colonisation Siebenbürgens bis in die höchsten und gebirgigsten Theile im Südosten des Landes ausdehnt, begegnen wir den bisher nirgends gefundenen Walachen. Im ganzen Westen wie in der Mitte Siebenbürgens traten sie den magyarischen und deutschen Ansiedlern nirgends entgegen. Die Undurchbrochenheit der Szekleransiedelung beweist ebensowol wie der Mangel anderweitiger Nachrichten, daß die Walachen auch im waldigen Osten Siebenbürgens gefehlt haben." [2])

Wieder einmal triumphirt Roesler zu früh, denn auch diese

---

[1]) Roesler, p. 83, 84.
[2]) Roesler, p. 98.

späte urkundliche Erwähnung beweist nichts — „Wir haben uns nie darüber gewundert: die erste bedeutende Urkunde, welche ein Gebiet, nämlich das Burzenland, näher bespricht, ist vom Jahre 1211 und der Reihenfolge nach die 10. in dem siebenbürgischen Urkundenbuch! Hat es eine Bedeutung, wenn in den wenigen und höchst dürftigen Schriftstücken aus dem 12. Jahrhundert, die oft nur Wert haben, weil darin der Ausdruck partes Ultrasilvanae vorkommt, der verschiedenartigen Bevölkerung und des walachischen Hirtenvolks nicht gedacht wird? Auch die später zahlreichen und mitunter sehr genauen Urkunden beschäftigen sich meist nur mit den an dem Hauptstraßenzug gelegenen, von Ungarn und Deutschen bewohnten Gebieten von Hermannstadt Karlsburg Thorda ..... Klausenburg Dées Bistritz u. s. w.; die westlichen und östlichen Striche werden darin nur selten und nicht vom Gesichtspunkt der Bevölkerungsstatistik aus berührt." [1])

Man darf eben von jenen ersten siebenbürger Urkunden nicht über andere Dinge Aufklärung verlangen als über diejenigen, zu deren Regelung sie ausgestellt wurden, es sind Besitztitel, nicht ethnographische Quellen; wenn sie ein paar Mal der Walachen erwähnen, so geschieht das ganz nebenbei, es hätte wohl auch unterbleiben können, ohne daß ihr Zweck, die feierliche Beglaubigung dieser oder jener Besitzverleihung, darunter gelitten hätte. Auch muß man sich hüten, die Urkunden allzu wörtlich zu nehmen, selbst da, wo sie scheinbar streng sachlich reden: Jung hat vollständig überzeugend nachgewiesen [2]), daß es eigentlich Redensart ist, wenn die Urkunden — nicht nur die siebenbürgischen — neubesiedelte Gegenden mit Vorliebe für „Wüsteneien", unbewohnte, unkultivirte „Einöden" zu erklären pflegen. Ob man vielleicht auf solche Weise sich gegen spätere Einreden der ehemaligen, verdrängten, Besitzer zu sichern gedachte? Jedenfalls ist es bezeichnend, daß (nach Jung) es in der Stiftungsurkunde der Tiroler Propstei Neustift vom Jahre 1142 heißt, das Kloster sei gegründet „an einem schauerlichen und öden Orte, am Zusammenflusse aller Straßen, in

[1]) Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1872, p. 150, 151.

[2]) Anfänge der Romänen, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1876, p. 330, 331 und Römer und Romanen, p. 268—272.

der Umgebung von Landhäusern und Nachbarn!" — Ebenso von der Gründung des schlesischen Klosters Leubus (1175): „Das Land war von Wald bedeckt und ohne Bebauer; das polnische Volk war arm und faul, es pflügte den sandigen Boden mit krummen Hölzern" u. s. w. — Und von Wagrien sagt Helmold: (I, 57): „Das Ploener Land war noch unbewohnt" — was aber nicht hindert, daß er kurz darauf (83) zugiebt: „Die Slaven aber, die in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen sich zurück, und es kamen Sachsen und wohnten daselbst. Und die Slaven verschwanden allmählich aus dem Lande!"

Brauchen wir da noch viel Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Urkunde d. J. 1211 sagt: terram Borza nomine ultra silvas versus Cumanos licet desertam et inhabitatam (Hurmuzaki, Documente, p. 57)? Schon dreizehn Jahre später berichtigt eine zweite Urkunde die erstere, indem sie einräumt, daß an dies „öde und unbewohnte" Burzenland der „Wald der Wlachen und Petschenegen" stößt (Hurmuzaki, p. 84).

Wir könnten aber schließlich auch zugeben, daß die Gegenden, von denen jene ersten Urkunden handeln, also das desertum de Cibinio, der Königsboden des Hermanstädter Gebiets, auf dem die Sachsen kolonisirt wurden, sowie die terra Borza, welche dem deutschen Ritterorden zugewiesen ward, in der That menschenleer gewesen sein mögen, wenigstens leer von ansässigen Menschen: Es ist ja klar genug, daß die magyarischen Könige sich von den Neuansiedlungen in Siebenbürgen nicht nur Hebung des Kulturniveaus, sondern vornehmlich Schutz für ihre Grenzen versprachen, denn sie setzten die Kolonisten dorthin, wo solcher Schutz am nötigsten war, nämlich hinter die äußeren Eingangsthore nach Siebenbürgen, durch welche seit Alters die östlichen Steppenvölker eingebrochen waren — Dieser Thore giebt es in der südlichen Gebirgsumwallung zwei: Roteturmpaß und Tömöspaß.

Gerade die gesegnetsten Landschaften Siebenbürgens liegen unmittelbar hinter diesen Thoren, jedem Feinde, der die letzteren forcirt hat, schutzlos preisgegeben. Deshalb mag es sehr wohl sein, daß die Landschaften von Hermanstadt und Kronstadt terrae deser-

tae et inhabitatae waren: Lohnte es der Mühe, hier das Feld zu bestellen, dessen Früchte nur zu leicht und zu oft den räuberischen Petschenegen- oder Kumanentrupps von jenseits der Berge zu Gute kommen mußten, solange nicht Bollwerke wie Hermanstadt und Kronstadt die Enden der Karpatenstraßen schirmten?

Ähnlich wie die Sachsen im Süden hielten im Osten die Szekler Grenzwacht, an den Pässen von Tölgyes und Bekas sowie am Gyimes- und Oitozpaß. Am Nordthore Siebenbürgens, am Borgo- und Rodnapaß, saßen dann wiederum Sachsen (in Bistritz).

Entsprechend den hauptsächlich militärischen Zwecken, aus denen diese Kolonisationen hervorgingen, besiedelten also die Sachsen und Szekler nicht die sichersten, sondern unsichersten Gegenden Siebenbürgens; daß sie in solchen aber weder slawische noch walachische *seßhafte* Bevölkerungen vorfanden, darf kaum überraschen. Wir können wohl den Schluß wagen, daß das romanisch-slowenische Mischvolk der Rumänen die geschütztesten Gebiete bewohnte: also einmal die alpenähnlichen Randgebirge, dann die versteckten Thäler im Centrum und im Norden des Landes — das steht mit den dürftigen Andeutungen der Urkunden wenigstens nicht im Widerspruch: Im äußersten Süden wird eine terra Blacorum genannt, welche an die terra Borza grenzte und wohl die steilen, unzugänglichen Gebirge südlich von Fogaras umfaßte.[1])

Letzteres vermag Roesler natürlich nicht abzuleugnen, aber er wirft die Frage auf: „Ist nun anzunehmen, daß von diesen „Blaken" das ganze vom Bug bis zur Temes und Donau über Bessarabien Bukowina Moldau Walachei Siebenbürgen und Ostungarn ausgedehnte Volk in einer Stärke von etwa 7 Millionen abstamme? Ist es möglich, von diesen Hirten des Fogaraser Hochwaldes die Gesammtheit des rumänischen Volkes abzuleiten?"[2])

---

[1]) In einer Urkunde vom J. 1222 (Hurmuzaki, p. 77) erfahren wir von der Belehnung des Ordens der Deutschritter mit einer terra quaedam, que procedit usque ad terminos Blacorum. Nach einer anderen, (Hurmuzaki, p. 75) brauchten die Deutschritter keinen Zoll zu entrichten, cum transierint per terram Siculorum aut per terram Blacorum. Und durch das Privileg von 1224 (Hurmuzaki, p. 84) wird der „Wald der Wlachen und Petschenegen" auch den Sachsen zur Mitbenutzung überwiesen.

[2]) Roesler, p. 99.

Selbstverständlich ist das unmöglich; allein das Rumänenvolk saß nicht bloß dort, wo jene frühesten Urkunden es nennen, sondern über das ganze Land verbreitet, mit Ausnahme vielleicht der Ebenen im südlichen Siebenbürgen, der terrae desertae et inhabitatae, falls es nicht sogar auch hier ursprünglich gewohnt hat und erst zurückgeschoben ward, um den Kolonisten Platz zu machen; es saß ferner sicherlich schon damals in der Marmaros und Bukowina — wahrscheinlich in noch ausgedehnterem Maße als heute, wo die Rutenen es eingeengt haben —, es saß endlich, das steht fest, in der heutigen Walachei, und wir sind durch nichts gezwungen, ihnen nicht auch schon einen großen Theil der Moldau einzuräumen.

Mit den Nachrichten der Geschichtschreiber jener Zeiten läßt sich freilich nicht viel beginnen; über die Byzantiner haben wir bereits gesprochen, sie geben uns keine Ausbeute, ebenso wenig der russische Chronist Nestor, „der den Namen Walachen (Wlachowe) kennt und einige Male in Anwendung bringt. So in folgender die ugrische Eroberung meldenden Stelle: Im Jahre 6406 (900) zogen die Ugren neben Kijew vorüber längs dem hohen Ufer, welches jetzt Ugorskoe heißt, und am Dnjepr angelangt standen sie in Zeltwagen, denn sie waren Nomaden wie die Polowcer. Von Osten angelangt stürmten sie durch das große Gebirge und fingen an, die dort lebenden Walachen und Slowenen zu bekriegen. Darauf aber verjagten die Ugren die Wlachen und erbten das Land und saßen mit den Slowenen, nachdem sie sich dieselben unterworfen hatten, und von da wurde das Land das ugrische genannt." [1])

Roesler will unter Nestors Walachen nicht Rumänen, sondern Ostfranken, Deutsche verstanden haben. Die Frage ist schwierig, und wir stimmen Miklosich bei, daß „auch das scharfsinnigste, was man darüber sagen könnte, so lange bloße Vermutung bleiben wird, als man nicht die Quelle dieser Nachricht in irgend einem griechischen Historiker aufgefunden haben wird: auf Sagen der russischen Slaven sich berufen, ist bei der Nachricht über ein zeitlich

[1]) Roesler, p. 80.

und räumlich von Nestor so weit abstehendes, für die Russen bedeutungsloses Faktum eine mißliche Sache." [1])

Schwer ist es auch, seit Roeslers kritischer Studie: „Die Anfänge der Ungarn und der anonyme Notar" [2]), über letzteren, den Anonymus Belae Regis Notarius, ein anderes als geringschätzendes Urteil zu fällen; derselbe ist nach Roesler „ein Schriftsteller aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, seine Wahrheitsliebe sehr gering, seine Tendenz unverkennbar." Wir sind aber weit davon entfernt, deshalb seine Angabe, daß zur Zeit des Eindringens der Magyaren in Ungarn die Rumänen Siebenbürgen und das ganze östliche Ungarn bewohnten, einfach beiseite zu legen; denn mochte „auch der Notar in unverantwortlicher Weise sich Geschichtchen von Salan Morout Glad Geleo und Anderen erfinden, so verfährt er doch in der Schilderung der terra Ultrasilvana (25) nicht ohne Geschick und Kunde; die Walachen und Slaven stellt er deshalb als minder kriegstüchtig und widerstandsfähig dar — quia a Cumanis et Picenatis multas iniurias paterentur. Ein solcher Zustand mochte in der That in älterer Zeit bestanden haben. So albern war der Notar nicht, seinen Zeitgenossen — welche doch wissen konnten, daß die Walachen erst vor etwa 60 Jahren, wie Roesler annimmt, nach Siebenbürgen eingewandert waren — glauben machen zu wollen, sie seien mit den Slaven schon seit Alters dagewesen. Nein, die Tradition seit Menschengedenken und der allgemeine Glaube seiner Zeit ließ ihm das alte Dasein der Slaven, Bulgaren und Walachen unzweifelhaft erscheinen. Hätte er letztere nur im entferntesten als hergelaufene Gäste betrachten dürfen, er hätte ihnen diese üble Nachrede nicht erspart." [3])

Das ist eine recht eingeschränkte, aber unseres Erachtens absolut gelungene „Rettung" des Notars; für unsere Zwecke jedenfalls genügt es, was derselbe uns bietet: die Gewißheit, daß schon vor der Ankunft der Magyaren an der Theiß die Rumänen in

---

[1]) Slavische Elemente im Rumunischen, p. 2. — Vgl. Schafarik I p. 235, 236.

[2]) Roesler, p. 149—230.

[3]) Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1872, p. 152.

Siebenbürgen wohnten, — auf alle Details, die der Notar sonst noch giebt, verzichten wir ohne Bedauern.

Wir haben bisher also nicht eine einzige positive „Thatsache" gefunden, die für die Einwanderung der Rumänen in Siebenbürgen aus der Balkanhalbinsel sprechen könnte: dagegen gewähren die sich vom 13. Jahrhundert an rasch mehrenden Urkunden ein reiches Material, aus welchem sich schließen läßt, daß die rumänischen Hirten und Bauern des einst dakischen Hochlandes keine „hospites" von gestern, sondern die alt eingesessenen Bewohner, die Autochthonen, waren. Píč hat sich mit Erfolg der Arbeit unterzogen, diese Momente auszuziehen und zusammenzustellen[1]), und ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß „die norddanubischen Valachen (im 13. Jahrhundert) erblichen Grund und Boden besitzen, Ackerbau treiben, eine eigene nationale sowohl weltliche als geistliche Obrigkeit besitzen", was alles unmöglich wäre, wenn sie kurz vorher, nämlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts, einzeln oder in getrennten Schwärmen sich heimlich im Lande eingenistet hätten.

Der beste Grund gegen Roeslers Hypothese läßt sich aber aus der Thatsache gewinnen, daß die siebenbürger Rumänen schon im 13. Jahrhundert stark genug waren, um nach allen Seiten hin Auswanderer zu entsenden.

Wenn irgendwohin, so muß sich der Strom dieser Auswanderung mit am ersten nach der Walachei gerichtet haben: Dies Land war seit den Tagen der großen Slawenwanderungen von Slowenen besiedelt gewesen, so gut wie Siebenbürgen selbst und wie südlich der Donau das „diesseitige" Bulgarien; es hatte, wie Siebenbürgen auch, lange Zeit hindurch einen Teil des gewaltigen Bulgarenreichs ausgemacht, dessen Einfluß sich bis in die Sümpfe der Theiß geltend gemacht hatte, und es muß allmählich, zumal nach der Slawisirung der türkischen Bulgaren und der Christianisirung des nunmehr homogen gewordenen sloweno-bulgarischen Volkes, ein Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit unter all' den Stämmen lebendig geworden sein, welche die weiten Gebiete vom Balkan bis zu den Karpaten erfüllten. Die Slowenen Siebenbürgens

[1]) Abstammung der Rumänen, Abschnitt III.

hatten ihr Christentum und was sie an profaner Kultur besaßen, von den Bulgaren südlich der Donau empfangen, und zwar auf dem Wege durch die Walachei oder vielleicht auch durch den Banat — was Wunder, daß sie selbst nach ihrer Rumänisirung sich ihren südlichen, slawisch gebliebenen Stammesgenossen nicht fremd fühlten? Mehr als ein Drittel des rumänischen Wortschatzes ist slowenisch, und die Übergänge vom siebenbürgischen Rumänentum zum Slowenentum in der Donautiefebene werden so allmähliche gewesen sein, daß ein Wanderer, vom nördlichen Siebenbürgen in die Walachei hinabsteigend, gewiß ganz unmerklich über eine Anzahl von Zwischenstufen aus rumänischen in halbrumänische, endlich in noch rein slowenische Gegenden gekommen sein würde.

Nun trat die große Veränderung in den ethnographischen Verhältnissen der Karpatenländer ein: Die Magyaren bemächtigten sich Ungarns und von da aus auch Siebenbürgens, und weite Strecken dieses letzteren Landes wurden kolonisirt; beträchtliche Mengen der alten romanisch-slowenischen Bevölkerung, durch die magyarischen Eroberer und die von diesen ins Land gerufenen Szekler und Sachsen verdrängt, werden ins Tiefland hineingewandert sein, mit dem sie schon seit Alters in den mannigfachsten Beziehungen gestanden hatten; ohne Zweifel hatte hier, in der heutigen Walachei, ganz derselbe Gärungsprozeß, welcher auf dem Hochlande seit geraumer Zeit sein Ende gefunden, bereits seinen Anfang genommen; der neue, von Norden kommende Zufluß rumänischer Elemente konnte nur dazu dienen, die Mischung von Romanentum und Slawentum hier zu beschleunigen und den Vorrang des ersteren zu entscheiden.

Was nördlich der Donau das gesunkene (slowenische) Bulgartentum verlor, erbten die Rumänen, welche ihrerseits durch die sächsischen und magyarischen Enklaven in Siebenbürgen beeinträchtigt wurden; der Umstand, daß die Kumanen sich an die Stelle der Petschenegen gesetzt und nach dem Untergange des sog. ersten Bulgarenreichs wohl auch der Walachei sich bemächtigt hatten, änderte an der rüstigen Ausbreitung des dortigen Rumänentums nichts: die Kumanen waren die Herrscher, die sich mischenden

Wlachen und Slowenen die tributzahlenden Unterthanen, die als solche von jenen gewiß geschont wurden.

Dünn bevölkert kann das walachische Tiefland nur gewesen sein, weil sich auf ihm ein guter Teil der mörderischen Kämpfe zwischen Kumanen und Magyaren abspielte, welche letzteren ganz naturgemäß die fruchtbaren Striche zwischen dem Eisernen Thore und dem Alt, die heutige Kleine Walachei, unter sich zu bringen und zu behaupten strebten. Die Bevölkerung wird hauptsächlich im Hügellande und im Gebirge gesessen haben, sowie in einzelnen durch die Sümpfe geschützten Örtlichkeiten der Ebene; der steppenähnliche Südosten aber, den man heute entweder ganz oder teilweise mit dem Namen Baragan belegt, mag ausschließlich von den unsteten Kumanen bewohnt gewesen sein; er war noch bis vor kurzem eine terra deserta et inhabitata, hauptsächlich zur Weide benutzt, und erst ganz neuerdings wird der äußerst fruchtbare Boden in größerem Maße vom Anbau erobert.[1])

Es ist für das Rumänentum gewiß ein Glück gewesen, daß Kaiser Basilius II. die Bulgarenmacht zertrümmerte, denn wer wird behaupten wollen, daß die Glacisländer Siebenbürgens so vollständig hätten rumänisirt werden können, wenn nach wie vor ein starkes, glänzendes, mit byzantinischer Kultur sich sättigendes Slawenreich an der unteren Donau sich behauptet hätte? Wäre auf die Länge eine energische Reaktion des slowenischen Bulgarentums gegen das von Norden hereinschleichende Wlachentum ausgeblieben? War nicht ohnehin die Gefahr groß, daß die Walachen dem slawischen Einfluß noch unterlagen, slawisirt wie sie waren in Schrift- und Kirchensprache?

Ihre unglaubliche nationale Zähigkeit hat es über die weicheren Slawen davongetragen, und die Gunst der geographischen Lage, sowie der Lauf der Geschichte, welcher seit dem Erscheinen der Osmanen das Aufkommen einer kräftigen Slawenmacht an

---

[1]) Vornehmlich Leute von „drüben", siebenbürgische Rumänen, besiedeln die Dörfer, welche sich rechts und links von der neuen Bahnlinie Bukarest — Feteschti in rascher Folge aus dem Boden des Baragan erheben: das ist der Abschluß jener „Völkerwanderung" winzigen Maßstabes, die in ihren Anfängen bis aufs 9. Jahrhundert zurückgehen mag.

der unteren Donau vollends verhinderte, hat die norddanubischen Walachen vor dem Schicksal ihrer zinzarischen Brüder oder Vettern bewahrt: Die Osmanen besaßen Expansionskraft genug, um die Russen, Magyaren und Deutschen aus diesen Gegenden fernzuhalten, aber ihr eigenes Kolonisationsvermögen war wo möglich noch geringer als ihre Neigung dazu, und so füllten die Rumänen immer lückenloser die Gebiete der alten Dacia wieder an, wenn sie sich auch gefallen lassen mußten, durch viele Jahrhunderte der Spielball der großen Nachbarreiche zu sein, die sich in sie teilten und sie beherrschten und drückten.

In der Walachei saßen die Rumänen bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter eigenen „Knesen" — letztere Würde beweist, daß so gut wie ihre kirchliche, auch ihre politische Organisation von slowenisch-bulgarischem Ursprung war —, die Urkunde vom Jahre 1251 (Hurmuzaki, p. 250) nennt einige dieser „Knesiate". Roesler ist der Ansicht, daß die Rumänen von Süden her in die Walachei einwanderten; die rumänische Tradition, welche dagegen durchweg an Siebenbürgen als Urheimat festhält, kann uns leider kein wirklicher Beweis sein, ihre mythischen Angaben lassen sich mit dem quellenmäßig Überlieferten nicht recht in Einklang bringen; aber Căpitanul, den selbst Roesler für „eine ehrliche, vertrauenswürdige Quelle" von relativ hohem Alter hält[1]), berichtet in seiner, nach Roesler zum Teil im 17. Jahrhundert entstandenen Chronik, Istoriile Țării Rumânești, daß die Rumänen aus dem siebenbürgischen Fogaras nach der Walachei gekommen seien — Die Gründe dieser Auswanderung seien dunkel, und nur in den griechischen und „türkischen" Jahrbüchern habe er einiges darüber gefunden: einerseits möchte die türkische Eroberung Kleinasiens (!), andererseits Reibungen mit dem magyarischen Könige den Anstoß dazu gegeben haben.

Natürlich ist Căpitanul's Begründung absurd, wenn man sie buchstäblich nimmt, denn die drohende Ausbreitung der türkischen Osmanen wäre im Gegenteil eher ein wirksames Motiv für das

[1]) Roesler, p. 264 ff.

Verbleiben der Rumänen in der geschützten siebenbürgischen Heimat gewesen.

Was für „türkische" Quellen hat aber Căpitanul benutzt? Wir glauben, gar keine! Er hat in den byzantinischen Chronisten nachgeforscht und fand etwa in dem einen, daß der König von Ungarn die Rumänen aus Siebenbürgen verdrängt hätte — ein ganz plausibler Grund! — in dem anderen dann las er vielleicht, daß, nach „türkischen" Berichten, die Rumänen aus Furcht vor den „Türken" aus ihren alten Sitzen gewichen seien — Wenn man sich nun erinnert, daß bei den Byzantinern die Magyaren ganz allgemein *Τοῦρκοι* hießen, dann kann man kaum zweifeln, daß auch Căpitanul's byzantinische Quelle nicht die osmanischen, sondern diese magyarischen Türken gemeint hat, was Căpitanul aber nicht mehr verstand: Ist diese unsere Vermutung begründet, dann gaben also die sämtlichen Gewährsmänner als Motiv der Auswanderung die Furcht vor den erobernd in Siebenbürgen um sich greifenden Magyaren an, und Căpitanul hat jenes Kleinasien oder Anatolien entweder aus eigenen Mitteln hinzugefügt, oder er fand vielleicht schon bei seinen Byzantinern für das von den „Türken" eroberte Siebenbürgen den Namen „Ostland" (was es für die Magyaren in der That ist), und verwechselte es mit dem gleichfalls Ostland bedeutenden Anatolien.

Beim jetzigen ungenügenden Stande der rumänischen Quellenkunde und -Kritik ist es unmöglich, über die sagenhaften Erzählungen von der „Herabkunft Radu's des Schwarzen" aus Fogaras ein Urteil zu fällen; die rumänischen Geschichtsschreiber verlegen dies Ereignis gewöhnlich aufs Jahr 1290 und wissen mit den sich erhebenden chronologischen Schwierigkeiten absolut nichts anzufangen. Fürst Radu habe seinen Sitz zuerst in Cämpulung aufgeschlagen; nachdem er hier ein großes Kloster erbaut, habe er dann seine Residenz nach Arges verlegt, welchen Ort er gleichfalls durch herrliche kirchliche und weltliche Bauten verschönte. Seine Herrschaft, gesichert durch eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege, habe sich von den Bergen bis an die Donau und nach Osten bis an den Seret erstreckt.

Ganz sicher ist, daß all' diese Herrscherthaten nicht dem Einen

Radu zuzuschreiben sind; die Tradition wird die Erfolge einer ganzen Reihe von Fürsten auf den Namen und in die Regierungszeit einer einzigen, vielleicht mythischen Persönlichkeit übertragen haben. Wie dem auch sei, ganz abzuweisen ist die Nachricht nicht, daß die Residenz der ersten walachischen Fürsten der Reihe nach in Câmpulung, Argeș (später in Tîrgoveștĭ und ganz zuletzt in Bucureștĭ) gewesen sei, wir beobachten daran das stufenweise Vorrücken der Rumänen aus den Bergen ins Hügelland, aus dem Hügelland in die Ebene, und es ist absurd, wenn ein rumänischer Gelehrter die Sache auf den Kopf stellt und die Entwicklung den umgekehrten Weg nehmen läßt, indem die ersten rumänischen Herrscher von der Kleinen Walachei, von Severin aus, Fogaraș erobert hätten, von dort aus dann Câmpulung, von Câmpulung aus Curtea de Argeș und so weiter bis ans Schwarze Meer![1])

Falls wirklich das walachische Fürstentum seinen Anfang nicht in den transsilvanischen Gebirgen genommen hätte, wie wäre dann zu erklären, daß die Walachei, dieses Tiefland κατ' ἐξοχήν, heute noch in rumänischer Sprache Muntenia, Bergland, und der Walache Munten, Bergbewohner, Gebirgler, heißt? Darin liegt doch ein deutlicher Hinweis auf eine Zeit, wo nicht die öde, von Steppenräubern durchschwärmte walachische Ebene, sondern das gesichertere Berg- und Hügelland der politisch ausschlaggebende Teil des Landes war!

Was nun die Moldau anbetrifft, so erfahren wir, daß nicht erst im 13., sondern schon im 12. Jahrhundert Wlachen oder Rumänen daselbst gehaust haben müssen. Tomaschek[2]) hat zuerst darauf aufmerksam gemacht: „In den Schluß des Jahres 1164 fällt ein Ereigniß, bei welchem Walachen eine Rolle spielen, und zwar solche Walachen, die wir nur in die Moldau oder nach Bessarabien verlegen dürfen. Allerdings war dieses Zeugniß allen Forschern

[1]) Hasdeu, Istoria Critică I, 118.

[2]) Tomaschek, Zur walachischen Frage, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1876 p. 343, 344.

ſowie auch Roesler entgangen; es findet ſich bei Niketas von Chonae (de Manuele Imp. IV, 2 p. 169—172). Der Sewaſtokrator Andronikos Komnenos war von ſeinem Neffen, dem Kaiſer Manuel, zum Commandanten der Eparchien Niš und Braničewo (*Ναϊσσοῦ τε καὶ Βρανιτζόβης δοῦκα* Kinnamos III, 16, p. 124) beſtellt worden, war jedoch bald in den Verdacht gerathen, ſelbſt den Kaiſerthron anzuſtreben und mit dem Ungarnkönig wegen Unterſtützung ſeines Planes unterhandelt zu haben; zur Verantwortung gezogen, hatte er den jungen Kaiſer aus dem Wege zu räumen verſucht, war jedoch ertappt worden und kam nach Konſtantinopel in den kaiſerlichen Palaſt in ſichern Gewahrſam; zweimal ſuchte er von hier aus zu entfliehen, das zweite Mal gelang der Verſuch: das Ziel der Flucht war Halič in Kleinrußland, woſelbſt Jaroslaw, Sohn des Wladimir, Herrſcher war, der ihn gaſtlich aufnahm und mit Ländereien beſchenkte; die Flucht wird von Niketas ausführlich beſchrieben. In *Ἀγχίαλος*, wofür die jüngere Handſchrift *Ἀχελῶ* bietet, dem heutigen Akhjolū, angelangt, nahm er ſich des Weges kundige Führer mit, ſchlug den Landweg gegen Norden ein, und es gelang ihm, unbehelligt bis an die Grenzen der rutenischen Toparchie Halič zu gelangen; *καὶ τῶν τῆς Γαλίτζης ὁρίων λαβόμενος* (Niketas p. 171) *πρὸς ἣν ὡς εἰς σῶζον κρησφύγετον ὥρμητο, τότε θηρευτῶν ἐμπίπτει ταῖς ἄρκυσι· συλληφθεὶς γὰρ παρὰ Βλάχων οἷς ἡ φήμη τὴν αὐτοῦ φθάσασα φυγὴν ὑφηγήσατο, ἐς τοὐπίσω πρὸς βασιλέα πάλιν ἀπήγετο.* Er wußte jedoch ſeine Häſcher zu täuſchen, entwiſchte ihnen und gelangte auf einem anderen Wege nach Halič ..... Für uns iſt die Nachricht wichtig, daß bereits im Jahre 1164 hart an den Grenzen von Halič Walachen ſaßen, zu einer Zeit, wo allerdings der größte Theil des Flachlandes der Moldau und Walachei von den türkiſchen Kumanen in Beſitz gehalten wurde. Dieſe Walachen ſtanden mit Kaiſer Manuel auf befreundetem Fuße und bemühten ſich eifrig, den Prätendenten in ſeine Hände zu ſchaffen."

Auch an der Nordgrenze von Siebenbürgen, in der Marmaros, begegnen uns ſchon frühzeitig rumäniſche Bewohner, die unter eigenen, dem Magyarenkönige gehorſamenden Fürſten ſtanden; heutzutage haben die Rutenen, die ja auch die rumäniſchen Kolonien

in Ostgalizien (s. oben S. 46—48) aufgesogen haben, in der Marmaros an Terrain gewonnen, seit wann, ist freilich nicht mit Genauigkeit zu eruiren.

Die Marmaroscher Rumänen müssen gegen Ende des 13. Jahrhunderts schon volkskräftig und zahlreich genug gewesen sein, denn im Anfang des 14. Jahrhunderts konnte Fürst Bogdan mit einer starken Schar seiner Anhänger nach der Moldau entweichen — unbekannt aus welchem Grunde — und sich dort eine neue Herrschaft gründen. Aus den Urkunden erfahren wir von mancherlei Wechselbeziehungen, die damals zwischen der Marmaros und der Moldau stattfanden: die Entwichenen, welche mit Kriegsgewalt nicht hatten zur Botmäßigkeit zurückgebracht werden können, wurden vom Magyarenkönige durch Einziehung ihrer in der Marmaros belegenen Güter bestraft, die Treugebliebenen belohnt; ein Marmaroscher Walachen-Woiwode, aus der Moldau gebürtig, ward mit den Gütern des ausgewanderten Bogdan belehnt.

Wir finden in der Marmaros eine ganze Anzahl von rumänischen Städten, villae Olachales — Alles deutet darauf hin, daß auch hier seit Alters die Rumänen die herrschende Nation waren, keine erst spät zugewanderten, besitz- und heimatlosen „Gäste" von jenseits der Donau. Trotzdem ist es undenkbar, daß ein so ausgedehntes Gebiet wie die Moldau von dem abgelegenen Marmaroscher Hochthal aus seine ganze rumänische Bevölkerung erhalten haben sollte; wie Tomaschek zeigt, gab es ja schon im 12. Jahrhundert in der Nachbarschaft von Halitsch Wlachen, und die Marmaros hat dem Moldauer Lande nur sein rumänisches Fürstengeschlecht und wahrscheinlich auch seinen rumänischen Adel gegeben, welchen beiden es gelang, die noch nicht homogenen Bevölkerungselemente, Rutenen, Kumanen, Szekler und wer sonst noch in dem öden, dünnbesiedelten Gebiete hauste, mit den Walachen, die schon seit langer Zeit vom siebenbürger Hochland heruntergestiegen sein mochten, zu verschmelzen. Wahrscheinlich stammt das Gros der moldauer Rumänen aus dem Teile Siebenbürgens, der für die anzulegenden Szeklerkolonien freigemacht worden war, so daß also auch hier die Schwächung des siebenbürgischen Rumänentums

gleichbedeutend war mit deſſen Verſtärkung im äußeren Tieflande.

In der Moldau ward dann das rumäniſche Volkstum bald ſo kräftig, daß von hier aus auch in Galizien rumäniſche Kolonien gegründet werden konnten, die ſich allerdings gegen das ſüdwärts drängende Rumänentum auf die Dauer nicht zu erhalten vermochten (ſ. oben S. 47—48).

9. Kapitel.

Bulgaro-Wlachien.

Die slowenischen Neubulgaren waren es gewesen, an deren Hand die Wlachen Siebenbürgens den großen Schritt vom halbwilden Nomadentum zur christlichen Gesittung, zu den Anfängen der Gewöhnung an seßhaftes Leben und Ackerbau gemacht hatten; der Lauf der Geschichte wollte es, daß im Norden der Donau die Neubulgaren dann nach und nach in ihren romanischen Nachbarn und Schülern aufgingen, wie früher die türkischen in eben diesen slowenischen Bulgaren, wie in England die französischen Normannen in den Angelsachsen. Das Slawentum in der Walachei erhielt nach dem Sturze des ersten bulgarischen Reiches keine Hülfe von Süden mehr; umgekehrt sollten jetzt von dem norddanubischen Rumänentum die unter dem byzantinischen Joche seufzenden Bulgaren der Balkanhalbinsel ihrer nationalen Wiedergeburt entgegengeführt werden.

Dunkel wie diese Zeiten und Dinge sind, scheint es doch sicher, daß die Landschaften an beiden Ufern der unteren Donau, welche einst die Kerngebiete des ersten Bulgarenreichs gebildet hatten, niemals ganz aufgehört hatten, sich wie zwei Hälften eines Ganzen zu fühlen, auch nachdem das eigentliche (moesische) Bulgarien von Russen und Griechen zertreten worden war. An das Nordufer der Donau werden diejenigen Elemente geflüchtet sein, die bis zuletzt die Selbständigkeit ihres Vaterlandes in verzweifeltem Ringen verteidigt hatten; die Macht der Byzantiner reichte nur bis ans Südufer — am Nordufer aber breiteten sich im stillen die siebenbürgischen Bulgaro-Wlachen aus, zumal seit ihnen ihr heimisches

Hochland durch die magyarische Eroberung verleidet worden war. „Daß zu jener Zeit trotz der Einfälle der Komanen, welche sich wahrscheinlich unter Entrichtung eines Jassak's in Naturalien abfinden lassen mochten, verschiedenartige Volks- und Culturelemente im Norden der Donau friedlich neben einander vegetiren mochten, lehrt eine paläo-slovenische Urkunde vom J. 1134, worin es heißt: „Ich, Iwanko Rostislawic vom Haličer Thron, Fürst von Berlad, genehmige für die (griech.) Kaufleute von Misivri (*Μεσημβρία*) in meiner Stadt Klein-Halič keinen Stapelzoll zu zahlen, nur in Tekuče und in meinen Städten; für die Ausfuhr verschiedener einheimischer, ungarischer, russischer und čechischer Waaren sollen sie nirgends zahlen als in Klein-Halič." "[1])

Zu dem benachbarten griechischen Reiche standen die Rumänen der Walachei und Moldau wenigstens zeitweise in leidlichen, ja guten Beziehungen; es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie in größerer oder geringerer Anzahl über den Strom ins menschenarm gewordene Bulgarien zogen, zur Wanderweide für ihre Herden oder gar zu bleibender Ansiedlung. Jedenfalls haben sie dem griechischen Kaiser gelegentlich ihre Kriegshülfe geliehen. Wir lesen bei Kinnamos (VI, 3, p. 260) über den Krieg des Jahres 1167: „Kaiser Manuel habe nach der Donauseite gegen Srem (*Σίρμιον*) hin seinen Schwiegersohn Alexios geschickt, um hier die Ungarn zu beschäftigen, während die Hauptmacht unter Leon Vatatzes von einer anderen (also der entgegengesetzten) Seite das Hunnenland angreifen sollte *ὅθεν οὐδεὶς οὐδέποτε τοῦ παντὸς αἰῶνος ἐπέδραμε τούτοις*, d. i.: „von welcher Seite bisher noch niemals irgend Jemand (d. h. ein anderer griechischer Kaiser oder Feldherr) gegen die Ungarn einen Angriff gemacht hatte" — denn Petschenegen und Komanen waren mit ihren Horden schon oft von Osten her über jene hergefallen. Ist wirklich die moldauische Seite gemeint, so hat dies nichts auffallendes, da Kinnamos gleich darauf von einer erneuten Expedition spricht, welche unter Joannes Dukas *ἄνωθέν ποτε ἐς τοὺς προσοικοῦντας τὴν Ταυροσκυθικὴν* (d. i. *τὴν Ρωσίαν*) *Οὔννους* gerichtet war. Eine ähnliche gegen den komani-

[1]) Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1876, p. 344.

schen Hospodar Lazar gerichtete Expedition hatte Manuel a. 1148 unternommen, nach dem Districte Telū-ormān (Kinnamos III, 3, p. 94) gegenüber der Veste Simnica (*Τένου ὄρμαν, Δεμνίτζικος*) östlich von der Aluta, nachdem er 500 Fahrzeuge durch die Donaumündungen bis in jenes Gebiet hatte einlaufen lassen. Mit den griechischen Milizen unter Leo Vatatzes vereinigte sich nun *καὶ Βλάχων πολὺς ὅμιλος, οἳ τῶν ἐξ Ἰταλίας ἄποικοι πάλαι εἶναι λέγονται*, und die Expedition nahm ihren Ausgangspunkt *ἐκ τῶν πρὸς τῷ Εὐξείνῳ καλουμένῳ πόντῳ χωρίων*, d. h. von den Mündungen der Donau und des Dnēstr aus; in diesen Gegenden lag während des ganzen Mittelalters der ganze Handel in den Händen der Griechen; eine stattliche Anzahl von Emporien, welche seit dem 14. Jahrhundert auch von den italienischen Kauffahrern aus Amalfi Pisa Genua und Venedig gern besucht wurden, führt griechische Namen ..... Allerdings stand die Küste sowie das angrenzende Inland bis nach Siebenbürgen unter der Herrschaft der nomadischen Komanen, welche gar häufig selbst in das Gebiet der griech. Kaiser Raubzüge veranstalteten; aber, wenn es galt, die benachbarten Ungarn zu züchtigen und auf ungarischem Gebiet Beute zu machen, mochten die Komanen sowie die ihnen unterstehenden und benachbarten Völkerhaufen gern mitthun, nämlich die Walachen, welche, wie wir oben sahen, hart bis an das Rutenengebiet saßen und bei denen die griechische Confession ein Motiv mehr war, ihr Augenmerk stets nach Byzanz zu richten und den Winken des griech. Kaisers zu folgen“ [1]).

Es kam aber eine Zeit, wo die Walachen auch gegen Byzanz eine feindselige Haltung annahmen.

Im Jahre 1185 vermählte Isaak II. Angelos sich mit der Tochter des magyarischen Königs Bela III.; die ungemein prunkvollen Hochzeitsfeierlichkeiten verschlangen die letzten Summen, die sich aus dem verarmten, ausgesogenen Rhomäerlande noch herauspressen ließen; als man versuchte, durch den härtesten Druck noch einmal die Staatskassen zu füllen, stand das mißhandelte Bulgarenvolk

[1]) Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1876, p. 344, 345.

auf und erstritt sich in zehnjährigem Kampfe die alte Selbständigkeit wieder.

Nun ist es befremdend, daß dies neue, zweite, bulgarische Reich ganz allgemein das wlachische oder bulgaro-wlachische heißt, daß man liest, nicht die Bulgaren, sondern die Wlachen hätten sich empört, als die Steuernehmer ihre Herden antasteten, daß ferner die Anführer im Freiheitskampfe, die Brüder Peter und Asen, Wlachen genannt werden, daß selbst Papst Innocenz III. in seinen an den Bulgarenherrscher Kalojohannes gerichteten Bullen öfters von Vlachia als von Bulgaria spricht — Waren denn die Bulgaren vor diesen plötzlich auftauchenden Wlachen ganz von der Bildfläche verschwunden?

Es scheint uns doch etwas gesucht, wenn Pič[1]) diese Thatsache durch „eine geflissentliche Namensfälschung der byzantinischen Politiker und Geschichtsschreiber" erklären will, „die in politischem Haß und nationaler Verachtung ihren Ursprung haben mochte, und den verhaßten Namen der Bulgaren um jeden Preis zu unterdrücken suchte"; wir sind vielmehr der Überzeugung, daß in der That die Wlachen, in ihrem Lieblingsgewerbe beeinträchtigt, das treibende Element in diesem Kampfe waren, denn Niketas Choniates, die Hauptquelle über denselben, läßt die byzantinischen Heerhaufen durch Wlachen und Kumanen zurückgeworfen werden, und als im Anfange des Kriegs die Byzantiner vorübergehend die Oberhand gewonnen, zogen die Wlachen sich über den Donaustrom ins Land der Skythen, d. h. der nomadisirenden Kumanen, zurück.[2])

Das ist deutlich genug: wir sehen, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts die rumänisirten Slowenen oder Bulgaren der Walachei, die schon angefangen hatten, in die Landschaften südlich der Donau einzuwandern, hinreichend stark waren, ihren slawisch gebliebenen Brüdern aus der Not zu helfen. Peter und Asen waren Wlachen, was man auch immer dagegen sagen mag; ebenso

[1]) Abstammung d. Rumänen, p. 87, 88.

[2]) Niketas Chon. I, 239: *τὸν Ἴστρον ὥρμησαν καὶ τοῦτον διαπλωϊσάμενοι τοῖς ἐκ γειτόνων Σκύθαις προσέμιξαν.*

Kalojohannes, denn Innocenz III. schreibt: Nos autem audito, quod de nobili Urbis Romae prosapia genitores tui originem traxerint;[1]) deshalb vermögen wir Píč nicht beizustimmen, wenn er hierin nur ein dem barbarischen Bulgarenzaren gemachtes „Kompliment" sehen will. Höchstens der Urabstammung nach sind Peter und Asen sowie Kalojohannes als Bulgaren aufzufassen, insofern nämlich nicht unwahrscheinlich ist, daß sie, wie ein guter Teil der von jenseits der Donau herübergeeilten Wlachen, die Nachkommen jener Bulgaren waren, welche einst, nach dem Zusammenbruch des ersten Bulgarenreichs, in die Walachei geflüchtet und dort rumänisirt worden sein mochten.

Selbstverständlich ist Roeslers Auffassung hier eine grundverschiedene, nach ihm waren es Südrumänen, Kutzowlachen, die das zweite Bulgarenreich gründeten. Er behauptet, daß die Nationalität der süddanubischen Rumänen „in Moesien bisher von der herrschenden Classe der slavisirten Bulgaren niedergehalten erst jetzt zum Gefühl ihrer Kraft erwachte und die Slaven, welche des einen Zügels ledig geworden einer neuen Herrschaft bedürftig erschienen unter ihrer Leitung zu neuem Widerstande gegen das griechische Reich vereinigte. Diese moesischen Walachen, die Gründer des neuen vereinigten Walachen- und Bulgarenstaates, sind die Reste der einstigen römischen Bevölkeruug in den Donaustädten Moesiens in Vereinigung mit denjenigen römischen Colonisten welche aus Dacien ausgewandert vom dritten Jahrhundert an im Süden der Donau gewohnt haben. Was die Drangsale der Zeiten überstanden hatte, gehörte vorzugsweise dem derben Schlage der Hirten an; ihr natürlicher Mut, ihre wilde Entschlossenheit machten sie geeignet, Anführer und Vorkämpfer der slavischen Bauernbevölkerung zu sein die sich von jeher durch ihre Passivität charakterisirt hat. Eine Trennung zwischen dem bulgarischen und walachischen Antheil an den Ereignissen des folgenden Befreiungskampfes ist unthunlich; beide Nationen bildeten darin ein Ganzes; doch so, daß in dem gemeinschaftlich auf ein Ziel wirkenden Organismus

[1]) Hurmuzaki, p. 1.

die Romänen mehr den Kopf, die Slaven den Arm repräsentiren.“ [1])

Das klingt an sich plausibel genug, allein bei genauerer Prüfung ergiebt sich bald die Unhaltbarkeit dieser Ansicht. So viel wir wissen, kennt man nicht ein Beispiel aus der Geschichte von einer Städtebevölkerung, die, sei sie noch so elend und heruntergekommen, noch so bedrückt und ausgesogen, je zu dem Entschluß der Verzweiflung gelangte, daß sie den Sprung von der Ansässigkeit in steinernen, städtischen Siedelungen zum nomadisirenden, halbwilden Hirtenleben gemacht hat. Wie denkt Roesler sich eine Entwicklung, welche einen verarmten, zum ressourcelosen Proletarier gewordenen Städter in einen die Berge durchschweifenden Hirten von „derbem Schlage“ umwandelt, der geeignet ist, nicht nur die „Drangsale der Zeiten“ zu überstehen, sondern auch sich zum Leiter, zum „Kopf“ der die Ackerfluren erfüllenden slawischen Bauern aufzuschwingen? — Städtebevölkerung bleibt Städtebevölkerung, oder sie geht ein und verschwindet, das dürfte wohl feststehen.

Ebenfalls die aus dem Trajanischen Dakien weggeführte römische Bevölkerung haben wir uns (s. oben) im wesentlichen als eine städtische vorzustellen; auch aus ihren Nachkommen also können jene „derben“ Hirten kaum erwachsen sein.

Alle ansässigen romanischen Elemente nördlich des Haemus wurden — wir heben das noch einmal hervor und stimmen darin auch mit Roesler überein — von den Slawen aufgesogen oder vertilgt; in zusammenhängender Masse saßen die slawischen Bauern auf der bulgarischen Platte vom Balkan bis an die Donau, es war das kein Land für nomadisches Hirtentum, abgesehen von der Dobrudscha und einigen Teilen des Balkan, das Wlachentum hat sich deshalb im eigentlichen (Donau-)Bulgarien nicht halten können: wohl vermochten vorübergehend die rumänischen Hirten eine Rolle hier zu spielen, die Slawen zu energischem Vorgehen gegen das Griechentum anzustacheln, aber auch dies Land zu rumänisiren, ging über ihre Kräfte; aus dem bulgarowlachischen Reiche ward

[1]) Roesler, p. 109, 110.

wieder allmählich ein bulgarisches. Die Natur des Landes begünstigte die Erholung und Erstarkung des slawischen Bauerntums, überdies hatten die Wlachen ihre Heimat, die Wurzeln ihrer Kraft, drüben in der Walachei, und die Donau ist zu tief und breit, um nicht die beiden Elemente wirksam auseinander zu halten.

Nur in den Karpatenländern, nicht auf der Balkanhalbinsel, haben die Wlachen Glück gehabt, sind sie gediehen: die dalmatisch-kroatischen Walachen starben aus; die serbischen ebenfalls, von ihnen berichten uns ausführlich die Urkunden (Monumenta Serbica), wie sie, nur geduldet, als hörige Viehtreiber, meistenteils durch Schenkungen in den Besitz der Kirche geraten, ohne Connubium mit dem serbischen Herrenvolk, dahinlebten und im Laufe der Zeit sich verloren.

Schneller haben die Slowenen mit den Walachen Bulgariens aufgeräumt; während des ganzen Mittelalters treten uns keine in Donaubulgarien ansässigen Wlachen, Südrumänen, entgegen, nur in Makedonien, Altserbien, Albanien finden sie sich, und zwar in ähnlicher Stellung wie die wlachischen Kirchenhörigen des eigentlichen Serbiens; Kaiser Basilius II., der „Bulgarenschlächter", schenkte dieselben dem Stuhle von Ochrida (es wurden dem Patriarchen unter anderem unterstellt *καὶ τῶν ἀνὰ πάσαν Βουλγαρίαν Βλάχων καὶ τῶν περὶ τὸν Βαρδάρειον Τουρκῶν, ὅσοι ἐντὸς Βουλγαρικῶν ὄρων εἰσὶ, τιμᾶν δὲ αὐτὸν καὶ σέβεσθαι μεγάλως καὶ ἀκούειν τοῦ λόγου αὐτοῦ*, Chrysobull des Kaisers Basilius II., enthalten im Chrysobull Michael's Paläologus vom Jahre 1272. Vgl. Pič, p. 62).

Die moesischen Romanen oder Wlachen waren alle oder so gut wie alle (s. oben) nach Südwesten gedrängt worden, ein Zeugnis dafür finden wir in der Vita des heil. Demetrius, wo berichtet wird, „daß in den Völkerstürmen der Völkerwanderung die Bewohner der Donauprovinzen nach Süden flohen, um in den festen Städten Schutz zu suchen; denn die Slaven äußerten sich nach dem erwähnten Bericht, sie könnten, da sie alle Städte und Gebiete verwüstet haben, das einzige Thessalonik nicht unversehrt bestehen lassen, namentlich da daselbst Flüchtlinge von der Donau, aus

Pannonien, Dacien, Dardanien und den übrigen Provinzen und Städten Zuflucht finden." [1])

Gab es aber in Donaubulgarien kein starkes einheimisches Rumänentum, so sind wir einfach gezwungen, die Wlachen, die das zweite Bulgarenreich aufrichten halfen, von Norden hereinkommen zu lassen, aus den Gebieten des alten Trajanischen Dakiens, wo ja um diese Zeit, Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, das Volkstum derselben ein kräftiges, von der Donau bis in die galizischen Karpaten ausgebreitetes war.

Roesler freilich läßt es sich nicht nehmen, an der Existenz einer zahlreichen moesischen Wlachenbevölkerung bis ins 13. Jahrhundert festzuhalten, obwohl er kein einziges Zeugnis dafür beibringen kann, und obwohl auch heute in Donaubulgarien keine Südrumänen wohnen. Er ist also gezwungen, wieder einmal zu einer „vollständigen Räumung" seine Zuflucht zu nehmen: nachdem die moesischen Wlachen so großmütig gewesen waren, ihren früheren bulgarisch-slowenischen Bedrängern gegen die Byzantiner zu helfen, zogen sie sich bescheiden von dem Schauplatz ihrer Thaten und dem Boden, der ihren moeso-romanischen Vätern gehört hatte, bis auf den letzten Mann zurück und versuchten ihr Glück unter den Kumanen der Walachei! Und Roesler ist nicht im stande, für diese Nordwanderung ein anderes Motiv zu finden als die mutmaßliche Scheu der moesischen Wlachen, in einem Lande zu leben, wo „der Krieg mit den Byzantinern stete Unruhe und Unsicherheit hervorrief!" [2]) Weshalb hatten dieselben diese Scheu nicht schon früher gezeigt und waren ausgewandert, ehe sie, für nichts und wieder nichts, den furchtbaren, langjährigen Krieg gegen Byzanz aufnahmen? Ist es denkbar, daß sie die Hauptlast dieses Krieges getragen hatten und plötzlich, als sie nur zuzugreifen brauchten, um alle Vorteile des schwer errungenen Sieges zu erlangen, sich zu einer völlig unmotivirten Auswanderung in ein Land entschlossen, das doch auch kein Paradies war, wo auch genug „Unruhe und Unsicherheit" zu fürchten stand?

[1]) Píč, p. 65, 66.
[2]) Roesler, p. 117.

Wir meinen, Roesler ist stark nur im Negativen, er konnte erfolgreich manche landläufigen, von den Rumänen aus Patriotismus oder Chauvinismus geteilten und mit Eifer verfochtenen Ansichten entkräften, wie diejenige, daß in der alten Dacia sich von Aurelian bis zu Bogdan und Radu dem Schwarzen die ganze reiche Römerkultur, städtisches Leben, Kunst, Wissenschaft und Christentum erhalten hätten; er konnte mit bestechendem Scharfsinn anscheinend unwiderleglich das Nichtvorhandensein der Rumänen in den Gebieten nördlich der Donau darthun für die ganze lange Frist, wo in den barbarisirten Ländern um Balkan und Karpaten keine Stimme sich erhob, keine Feder ergriffen werden konnte, um Zeugnis abzulegen für die Kontinuität der Dakoromanen — Allein an Einem mußte er scheitern, sowie er vor die Notwendigkeit sich gestellt sah, nunmehr *seine* Hypothese zu begründen, aus dem Negativen auf das Positive überzugehen, da verließ ihn das Glück; das argumentum a silentio ist gut als nebensächliches Hülfsmittel, aber durch keine Advokatenkniffe lassen sich aus ihm Vorgänge wie Roesler's Nord- oder Rückwanderung der Rumänen, unmotivirt und unbezeugt wie sie sind, herauspressen und erschleichen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DR 213 .T3
Uber den Ursprung der Rumanen
Stanford University Libraries
3 6105 041 513 727

D
21
T3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN - 3 1973